

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

[Erzählungen]

Finkenschlag kam der Gärtnerbursche und das Gärtnermädchen in den Garten, um die Pflanzen zu begießen. Dabei sangen sie ihre munteren Lieder, daß es schallte über Garten und Haus hinweg. Das ärgerte den reichen Engländer, der gewohnt war, bis gegen mittag zu schlafen, weil er erst um Mitternacht zu Bett ging. Er ließ den Hausherrn rufen und verlangte, daß dieser seinen Leuten das Singen verbieten solle. Der Hausherr aber sagte: Lieber Herr, das Singen kann ich meinen Leuten nicht verbieten, das gehört zu unserer Pantirung. Da ließ der Engländer durch seinen Diener den Gärtnerburschen selber bitten, nicht zu so früher Stunde zu singen, aber dieser ließ sich auf nichts ein und nach wie vor schallten die Lieder in den frühen Morgen hinaus. Nun sann der Engländer darüber nach, wie er den Gesang zum Schweigen bringen könnte. Endlich schien er es gefunden zu haben, er sagte zu seinem Diener: Jetzt weiß ich, was

ich mach, ich schenke den Leuten viel Geld, denn wenn der Mensch hat viel Geld, dann singt er nicht mehr. Es liegt viel Wahrheit in diesem Ausspruch. Der „Bettler“ wohnt in einer Fabrikstadt und hat da schon oft Gelegenheit gehabt, zu sehen und zu hören, wie munter es zuweilen in den Wirtshäusern ist, wo die Arbeiter einkehren, namentlich am Zahltag, auch da hört man singen; aber noch nie hat er singen hören, wo die Fabrikanten einkehren. Also kommts nicht auf den Geldbeutel an, weder auf dem Land, noch in der Stadt. Kein Stand hat das Vorrecht, allein glücklich und zufrieden zu sein; dem einen ist viel und dem andern weniger anvertraut. Wer das ihm Anvertraute treu verwaltet, bei dem wird auch der Segen nicht ausbleiben.

Gott segne dich im neuen Jahr,
Dich und dein ganzes Haus,
Und gieße jetzt und immerdar
Den Frieden auf dich aus!

Erinnerungen aus dem Schwarzwald.

Von Chr. Sch.

1. Der Franzosenlärm 1848.

Es war an einem Freitag im März 1848, als ein Reiter das Murgthal herabsprengte von Baiersbronn nach Reichenbach. Er mußte in größter Eile von Hause fort sein, denn er saß ohne Mühe und in Hemdärmeln auf dem Pferde. Vor dem Hause des Schultheißen in Reichenbach machte er Halt, und da dieser eben zum Fenster heraus sah, machte er die Meldung, daß eine größere französische Truppe den Rhein überschritten, im Badischen fegend und plündernd eingebrochen sei und den Weg gegen den Kniebis zu genommen habe; alle wehrhaften Männer sollten sich bereit halten, um den Eindringlingen die Wege in's Murgthal zu verlegen. Nach dieser Meldung galoppierte der Reiter weiter, das Thal hinunter Schwarzenberg zu. Eine Weile stand der Schultheiß unschlüssig da, das eben Gehörte fast bezweifelnd, da war es ihm, als höre er Glockengeläute aus dem oberen Thale. Eiligst ging er aus dem Hause und die Thalstraße hinauf. Im Vorbeigehen an der Kirche ordnete er an, daß man sich zum Läuten bereit halten solle. Kaum zehn Minuten war der Schultheiß gegangen, als er ganz deutlich das Geläute von Baiersbronn hörte, auch kam schon ein zweiter Bote, welcher meldete, daß die Franzosen bereits den Kniebis heraufkämen.

„Sturmläuten!“ rief der Schultheiß auf dem Rückwege den vor der Kirche Stehenden zu und eilte in's Schulhaus, daß die Lehrer die Kinder nach Hause schicken sollten. Zuerst in einigen Schlägen, dann immer mächtiger klangen die Glocken, und da dies zu ungewohnter Zeit war, kamen die Leute eilends aus den Häusern, in der Meinung, daß ein Brand ausgebrochen sei. Aber das Geläute war ein anderes als bei einem Brande, auch hörte man kein „Feurio“ rufen; statt dessen erscholl aber gar bald der Ruf durch die Straßen und Gassen: „O Franzose komme!“ Von den Bergen herunter und aus den Thälern hervor eilten die Männer, welche um diese Zeit zahlreich in den Wäldern mit Holzhauen beschäftigt waren, jeder seine Art auf der Schulter tragend.

Vor der Kirche hatten sich eine Anzahl Männer versammelt und waren in eifriger Beratung, wie ein Ueberfall abzuwehren sei. Man wurde einig, daß vor allem auszukundschaften sei, was für Volk den Ueberfall bewerkstelligt habe, ob es reguläres Militär oder nur zusammengelaufenes Gesindel sei und in welcher Stärke sie herankämen.

Der Franzjacob, ein Bäcker und Wirt zugleich, erbot sich, den Kundschafter zu machen. Er war der Größte im Ort und konnte mit zehn Schritten

den längsten Holländer*) abmessen, auch kannte er im Wald alle Schleichwege, weil er gar manchmal nächtlicherweile ein Tännlein heimgeschafft hatte. In längstens einer Stunde, meinte er, werde er wieder da sein und Nachricht bringen.

Inzwischen gab der Schultheiß Befehl, daß alle vorhandenen Waffen auf's Rathaus zu bringen seien, damit sie untersucht und zweckmäßig verteilt würden. Mit der Aufstellung und Einteilung der Mannschaften wurde der Schulmeister betraut; dieser war früher Unteroffizier und wußte daher in solchen Sachen am besten Bescheid. Während nun die Männer ihre Waffen in Stand setzten, was bei manchen keine Kleinigkeit war, da Gewehre mit Feuerschlössern und

französisch. Da es aber damals zum guten Ton gehörte, in jedem Ort einen Pariser Schneider zu haben, ließ er sich eben auch so titulieren, zumal er sein Geschäft aus dem ff verstand. Der Kommandierende dieser mutigen Schar war der „Gerberkarle“; dieser wollte den Pariser Schneider nicht mitnehmen, weil er nicht willens sei, mit den Franzosen lange zu unterhandeln. Er werde gleich zum Angriff übergehen und den Franzosen das Fell so gerben, daß sie's gern besser hätten. Der Schulmeister als Höchstkommandierender bemerkte aber dem Gerberkarle, daß ein solches Vorgehen nicht nach militärischer Taktik sei; er solle den Feind in eine der Schluchten zu locken suchen, da festhalten und auf Verstärkung warten. Auf einen offenen Kampf, etwa auf dem Kniebis bei der Alexander-Schanze, könne man sich nicht einlassen.

Bald nachdem diese Schar die Murgbrücke passiert hatte, folgte eine zweite unter der Führung des „Schmiedschorsch“, welcher der Stärkste war im ganzen Ort. Der „Märtesbauer“ hielt die Thalstraße mit einigen Männern besetzt und that den fürchterlichen Ausspruch: daß er keinen Franzos durchlasse und wenn der Hosenträger breche. Der „Frey-Kurash“ marschierte mit den Ledigen über den Brückenkopf, um dem Feind in den Rücken zu fallen, während der „Ziesle“ vom Zgelsberg und der „Ziegelteicher“ mit ihren Knechten



Alle wehrhaften Männer sollten sich bereit halten.

Der lange Franzjakob kam nach einer Stunde keuchend und mit großem Durst wieder zurück und verkündete, daß er zwar keinen „Franzos“ gesehen, im Thal oben aber ganz bestimmt erfahren habe, daß Oberkirch und Oppenau in Brand gesteckt seien und die Franzosen bereits den Kniebis herauf kämen; die Baiersbronner marschieren ihnen schon entgegen.

Nun war keine Zeit zu verlieren. Eine Abtheilung von 25 Mann, lauter kuraschierte Leute, erhielten den Befehl, am Brückenkopf hin nach dem Oberthal zu marschieren und den Feind aufzuspüren. Der Schneidermeister Rauf, der Pariser Schneider genannt, wurde ihnen beigegeben als Dolmetscher, denn das „Märsi“ und „Wui“ war diesem so geläufig wie seine Nadel. Rauf war in seinen jungen Jahren in Paris in Arbeit und sprach immer noch mit Vorliebe

den Murgübergang weiter unten im Thale besetzten. Nur wenige Männer blieben zur Bewachung des Dorfes daheim. Unter diesen war der Sonnenwirt, auch „Gastmeister“ genannt. Diesen ließ man zu Hause für den Fall, daß Gefangene eingebracht würden, damit jemand da wäre, der mit ihnen parlieren (zu deutsch sprechen) könnte. Denn auch der Gastmeister hatte dies los, er grüßte nicht anders als mit „Bohschur“.

Als es abend wurde, besetzte man zwei Pfannen an der Kirchenmauer, und bald verbreiteten die darin angezündeten Pechfränze ein unheimliches Licht. Der Schütz (Polizeidiener) mußte in den Häusern herumrufen, daß alle Thüren und Fensterläden geschlossen werden müßten, letzteres,

*) Holländer nennt man die größten Tannen, weil dieselben vielfach nach Holland verhandt und zu Schiffsmasten verwendet werden.

damit durch die Lichter dem Feind nicht der Weg gezeigt würde. Das Gasthaus zur „Sonne“ wurde zum Hauptquartier bestimmt.

Auf der Straße war es stille geworden, ängstlich hörten die Daheimgebliebenen auf jedes Geräusch, in's Bett ging niemand. Nur dann und wann wurde die Stille unterbrochen durch den Ruf: „Wer da!“, welcher von den ausgestellten Wachtposten her erscholl, die von Zeit zu Zeit visitiert wurden.

Die Nacht verlief ruhig. Gegen Morgen kamen die Mannschaften nach und nach heim mit der Meldung, die Franzosen seien von den „Babischen“ zurückgeschlagen worden. Der Gerberkarle war fuchsteufelswild, daß er so ohne allen Kampf wieder heimziehen mußte, während sich sein „Dolmetsch“, der Pariser Schneider, ganz gut darein fand.

Tausenderlei Gerüchte gingen an diesem Tage um. Thatsache ist, daß dieser Franzosenlärm sich durch ganz Baden und Württemberg bis ins Bayerische hinein erstreckte und daß im Elsaß zu der gleichen Zeit das Gerücht umlief, die Deutschen kämen über den Rhein. Es waren aber weder die Franzosen nach Baden, noch die Deutschen ins Elsaß gekommen. Das Ganze, hüben und drüben, war ein blinder Lärm; wie er entstanden, konnte niemand mit Sicherheit behaupten.

2. Des Försters Maien.

Wenn im Schwarzwald ein Bursche um ein Mädchen freien will, so thut er ihr dies kund durch das „Stecken eines Maien“. In der Nacht zum ersten Mai stellt er der Auserkorenen einen mit bunten Bändern gezierten Tannenbaum vors Fenster. Diese Aufmerksamkeit verfehlt selten

eine günstige Wirkung, denn die Mädchen haben ihr Wohlgefallen daran, und wenn so ein Marien oder Christinle beim Aufwachen des ersten Maientages die blauen und roten Bänder in den grünen Tannenzweigen vor ihrem Fensterlein flattern sieht, ist sie nicht wenig stolz darauf. Meistens weiß sie auch schon, wer der Spender ist.

Eine ähnliche Aufmerksamkeit erwiesen die Bewohner eines Dorfes im Schwarzwald ihrem Revierförster am ersten Mai 1848. Von Frankreich herüber war der Wahlspruch gekommen: Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit, und fand gute Aufnahme bei den Wäldern. Von jeher und heute noch ist bei diesen Söhnen der Berge und Thäler „Freiheit“ ein gern gehörtes Wort. Schon von ihren Vorfahren hatten sie gehört, daß in früheren Zeiten der und jener — heute dem Staate gehörende — Wald Bürger Eigentum war. Auch in den andern Waldungen hatten sie gewisse Rechte, für Holz und Streu zu holen und die Jagd auszuüben. Daß die Dorfbewohner diese Rechte heute nicht mehr haben, sei nur der Nachlässigkeit und Ungeschicklichkeit der Vorfahren zu verdanken, welche ihre Rechte dem Staat gegenüber nicht kräftig genug verteidigt



Der Ausblick war ihm durch eine mächtige Tanne versperrt.

hätten und so derselben verlustig gingen. Die Bewegungen des Jahres 1848 schienen nun den Bürgern geeignet zu sein, ihre früheren Rechte zurückzuverlangen.

Schon mehrmals hatten sie beim Revierförster darum angehalten, ihr Vieh in den Wald zur Weide treiben zu dürfen, was dieser rundweg abschlug und die Strohwiße an den Waldwegen, welche als Verbot galten, nur noch vermehrte. So stand die Sache vor dem ersten Mai, als die Dorfbewohner beschloßen, dem Förster, wie man

ihn kurzweg nannte, etwas energischer auf den Leib zu rücken.

Als der Herr Revierförster am Morgen des ersten Mai das Fenster öffnete, um nach dem Wetter zu sehen, war ihm der Ausblick versperrt durch eine mächtige Tanne, welche vor dem Fenster aufgerichtet und mit zahlreichen Strohwischen versehen war. Der Herr Revierförster konnte über die Bedeutung dieses Maien mit den Strohwischen so wenig im Zweifel sein, als des Nachbarns Kathrine, vor deren Fenster ein Maien mit bunten Bändern stand. Die Strohwische waren eine Verhöhnung der forstpolizeilichen Vorschriften.

Des Försters Knecht entfernte mit Hilfe einiger eben herbeigekommener Waldbüter die Spott-Tanne. Kaum war dieses geschehen, so knallte aus dem gegenüberliegenden Hause ein Schuß, dann noch einer, und immer mehr. Von nah und fern hörte man Schüsse, es waren aber keine scharfen, so daß Gefahr nicht vorhanden war. Das Gepuffe dauerte eine halbe Stunde, dann verstummte es.

Nun versammelten sich die Männer vor dem Försterhause und sandten einen Boten ins Haus mit der Aufforderung: der Förster solle heruntersommen, sie hätten mit ihm zu reden. Der Herr Revierförster ließ den Versammelten sagen, wenn sie etwas mit ihm zu sprechen hätten, möchten sie zu ihm herauf kommen — aber nicht alle, höchstens drei Mann. Das kam den Untenstehenden unerwartet und heftig disputierten sie mit einander, was zu thun sei. „Der Förster muß ra!“ (herunter) schrie einer der hitzigsten, aber der Förster kam nicht. Nun beschloß man, eine Abordnung von drei Mann hinauf zu senden und zwar: den Größten unter ihnen, dann den, der das beste Mundstück hatte und endlich noch einen, der in alten Urkunden herumgestöbert und da von den früheren Rechten gelesen haben wollte.

Der Herr Revierförster fragte die Abgesandten nach ihrem Begehren, worauf der mit dem guten Mundstück antwortete: „Herr Förster, wir verlangen unsere alten Rechte im Wald; diese sind: Erstens, jeder dürre Baum im Wald gehört uns, fürs zweite dürfen wir unser Vieh zur Weide in den Wald treiben und drittens ist auch die Jagd unser. Der Waldbjörg da kann's beweisen aus alten Urkunden. Der Herr Revierförster bestritt dies alles und wies auf die gesetzlichen Bestimmungen hin, welche heute gelten. Die drei erklärten hierauf rundweg, daß von morgen ab die Männer alle diese Rechte ausüben und wenn es sein müßte, mit Gewalt verteidigen würden. Der Revierförster machte sie auf die

Strafen aufmerksam, welche hierauf stünden. Aber die drei ließen sich nichts einreden und sagten: „Wir lassen's drauf antommen.“ Da alles Ermahnen erfolglos blieb, erklärte der Revierförster, daß er unter diesen Umständen der Gewalt weichen und vorerst den Wald nicht mehr betreten werde, er mache aber die ganze Gemeinde für die Folgen verantwortlich.

Als die drei mit der Botschaft herunterkamen, daß der Förster nicht mehr in den Wald gehe, war großer Jubel. „Jetzt haben wir die alten Rechte wieder,“ riefen sie, „darauf kann man schon einen Schoppen trinken.“ Alles strömte ins benachbarte Wirtshaus und bei manchem wurden aus dem einen Schoppen fünf und sechs, ja noch mehr. Die Aergsten blieben den ganzen Tag da sitzen, und bis in die Nacht hinein tönte der Gesang zum Försterhause hinüber:

Sauf Bruder, sauf,
Es geht ja alles drauf.
Morgen kommt der Kapuziner,
Bringt en Sack voll Siebezehner;
Morgen kommt der Schweizer,
Bringt en Sack voll Kreuzer.

Am andern Tage war ein Laufen und Rennen in die Wälder; die dürren Bäume wurden gefällt und hereingeschleift, das Vieh hinausgetrieben und da und dort knallte ein Schuß. Jetzt war Freiheit. Der Förster blieb zu Hause, man konnte im Wald machen, was man wollte. Auch Gleichheit war jetzt vorhanden, man brauchte den Hut nicht mehr vor dem Förster zu lüpfen. Die Brüderlichkeit verstanden die Wälder aber so, daß jeder für sich möglichst viel Holz heim-schaffte, wenn auch dem Nachbar nichts mehr übrig blieb.

Die Freude dauerte nicht lange. Nach fünf Tagen kam eine Forstwache ins Dorf und es wurde bekannt gemacht, daß bis auf weiteres niemand den Wald betreten dürfe; sollten die Einwohner sich widersetzen, so kämen Exekutions-Truppen. Ein arger Katzenjammer folgte nun auf den großen Suff und die genossene Freiheit. Es gab schwere Strafen und manchen kostete es einen schönen Teil seines Vermögens. Der Kapuziner kam aber ebenso wenig mit den Siebenzehnern, als der Schweizer mit dem Sack voll Kreuzer.

3. Der Nagelschmieds-Better.

In der benachbarten Stadt blühte in den vierziger Jahren das Geschäft der Nagelschmiede noch ganz besonders. Die meisten wohnten in einer besonderen Gasse, die Näglergasse genannt.

Gar lustig hörte sich das Geklopfe und Gehämmer an, wenn man durch diese Gasse ging, namentlich wenn aus einer Nagelschmiede noch dazu das Lied erkönte: Sind mer net luschtige Nagelschmieds-G'fell'n. In dieser Straße wohnte auch ein Meister, der mit der halben Stadt und noch mit vielen Familien in der Gegend und Umgegend verwandt zu sein vorgab. In seinen Beweisen, die er hiefür lieferte, kam er manchmal bis auf Abrahams Zeiten zurück; derentwegen nannte man ihn allgemein den Nagelschmieds-Vetter, auch kurzweg Naglervetter. Er war ein Original, dieser Naglervetter, was er besonders in den Jahren 1848—50 bewies. Da beim Heraus klopfen der Nägel keine besondere Denkfraft erforderlich ist, so benützte der Meister dieselbe, um während des Klopfens über andere Sachen nachzudenken. Die Politik war es besonders, die ihn viel beschäftigte, und man kann sagen, der Naglervetter war ein Politiker Nummero Eins. Da er ein sparsamer Mann war, hielt er keine Zeitung auf seine Kosten, sondern ließ sie von andern.

In jener Zeit erschien ein politisches Witzblatt, genannt der „Eulenspiegel“. Dieses zu bekommen, hatte dem Nagler schon viel Kopfzerbrechens gemacht; es wurde nur in einigen sogenannten besseren Häusern gehalten und in der „Post“, wo der Nagler aber nicht verkehrte. Endlich leuchtete ihm ein Stern; er sah eines Tages den Lehrling von der Buchhandlung an seiner Werkstätte vorbeigehen; dieser hatte unter dem Arm eine Partie Zeitungen und Bücher, die er den Bestellern zu bringen hatte. Der Nagler ist mit einem Satz am Fenster und klopft dem Jungen. Er führt ihn in die Stube, fragt ihn nach Namen und Herkunft und beweist ihm dann sonnenklar, daß seines Großvaters Mutter Bruder Schwesterkind einen Onkel gehabt habe, dessen Frau den gleichen Namen wie er gehabt, folglich seien sie ganz nah verwandt und Vettern. Der junge Mensch konnte zwar im Augenblick den Verwandtschaftsgrad nicht so genau herausfinden, war aber doch froh, einen Vetter

gefunden zu haben, da er sonst in der Stadt fremd war.

Der Nagler lud nun den neuen Vetter auf den kommenden Sonntag-Nachmittag zu einem Kaffee ein, was dieser mit großer Freude annahm. Von diesem Sonntag-Nachmittag an las der Naglervetter regelmäßig auch den „Eulenspiegel“, wodurch er seine Kenntnisse in der europäischen Politik bedeutend vermehrte, ohne sich dadurch in besondere Unkosten zu stürzen; der junge Buchhändlervetter, wie er ihn nannte,kehrte von nun an stets bei ihm ein, wenn er den Eulenspiegel austrug. Zum Dank dafür durfte der Junge, der Christian, den politischen Gesprächen an den Sonntag-Nachmittagen zuhören und auch seine Meinung in den Tagesfragen kundgeben. Ferner erklärte ihm der Nagler die Witze im Eulenspiegel und was mit dem oder jenem Bild gemeint sei. Einmal, zum Beispiel, waren zwei Bilder nebeneinander, das erste stellte einen Volksredner auf der Tribüne mit ausgestreckten Armen dar, der Text unter dem Bilde hieß: „Meine Herren, der Barometer steht auf Sturm, und er wird sich nicht eher legen, als bis er zweiunddreißig aus dem Lande geweht hat.“ Das Bild nebenan zeigte denselben Mann, wie er einen tiefen Bückling vor einem vornehmen Herrn in Uniform machte; darunter stand: „Ein Jahr später.“ Als der Naglervetter die beiden Bil-



Der Nagler beweist ihm, daß sie ganz nahe verwandt seien.

der eine Weile betrachtet hatte, schlug er auf den Tisch und rief: „Boß Schuh- und Lattennägel, der hat sein Fett!“ Dem Christian erklärte er die Sache so: „Das ist der Stadtschultes von U., der hat anno 48 republikanische Rede g'halte und 's Jahr drauf, als die Bürgerwehr Fahnenweih halten wollt', reiste er nach Stuttgart, machte einen tiefen Bückling vor'm König und hat ihn zur Fahnenweih eingeladen.“

Seine Sparsamkeit bekundete der Nagler auch beim Rauchen; den ganzen Tag hatte er die Holzspfeife im Maul und nebelte. Damit es aber nicht so viel koste, hatte er einen Werktags- und einen Sonntags-Tubak. Der Werktags-

Tabak war von der Sorte: „Schwarzwälder, Du rauchst en guete, wer machte?“ — „Gebrüder Wechsler in Ulm“; er hatte viel Rippen und hielt lang an, über den Geruch aber wollen wir schweigen.

Für eine bevorstehende Abgeordnetenwahl trat ein Auswärtiger als Kandidat auf. Nun war die große Aufgabe, den Mann auszuforschen über seine Fähigkeiten als Landstand. Es wurde vorgeschlagen, eine Versammlung anzuberaumen, vor welcher der Kandidat seine An- und Absichten in einer Rede kundgeben sollte. Der Naglervetter war aber hiemit nicht einverstanden und meinte, auf so einstudierte Reden gäbe er nicht viel, da gehe so ein studierter Herr mit glatten Worten um die Hauptsache herum wie die Kage um den heißen Brei. Der Herr müsse ganz unvorbereitet zum Sprechen gebracht werden, dann erst könne man sehen, was er los habe. So kam es denn auch. Eines Tages erschien der Kandidat, und einige Auserwählte wurden eingeladen, ihn zu besichtigen und zu erforschen, weß Geistes Kind er sei. Der größere Teil der Einwohner erfuhr nichts davon. Selbstverständlich war der Naglervetter einer der Auserworenen. Als Prüfungsort war das Wirtshaus zum „Löwen“ ausersehen. Nachdem der erste Schoppen getrunken, flüsterte der Nagler dem Kandidaten zu, daß er einige Worte sprechen möge über ein beliebiges Thema. Das ließ er sich nicht zweimal sagen, stand auf und fing an: „Meine Herren! Der Löwe ist ein stolzes, mächtiges Tier, das sich vor nichts fürchtet.“ (Der Nagler stoßt seinen Nachbarn bedeutungsvoll an.) — „Auch wir fürchten uns vor niemandem“ — — eine große Rauchwolke bläst der Nagler dem Redner bei diesen Worten in's Gesicht, daß er hustet und mit beiden Händen abwehrt und — sich niedersezt. Jetzt gewahrt der Nagler mit Schrecken, daß er in der Eile den Werktagstabak eingesteckt hat. Nun gingen sie weiter und zwar ins Lamm, im Vorbeigehen holte der Nagler seinen Sonntagstabak und versicherte, daß der Rauch von diesem nicht zum Husten reizt. Im Lamm wiederholte er seine Bitte an den Kandidaten um eine kleine Rede. „Das Lamm, das geduldige Lamm“, fing dieser an; „auch wir waren seither geduldige Lämmer, zahlten Steuern und Abgaben, während andere in floribus lebten und nichts zahlten. Das soll anders werden.“ „Bravo, bravo!“ riefen die Zuhörer und der Nagler sprach: „Das ist der rechte Mann.“

Obwohl der Naglervetter stark in den vierzigen war und seine Kniee nach auswärts sich spitzten, ging er doch zum Bürgermilitär. Alle

Sonntage legte er einen Sechsbühner in eine besondere Lade für Anschaffung der Montur. Gewehr und Hirschfänger lieferten die Stadt. Es fehlten nur noch wenige Gulden und diese mußten auch noch herbei, denn in sechs Wochen kam sein Sohn, der Schulmeister werden wollte, aus dem Seminar in die Vakanz heim; der hatte gar keine Ahnung, daß sein Vater Bürgerfeldat geworden. Der Nagler wollte seinen Sohn damit überraschen, daß er ihn in voller Uniform und das Gewehr präsentierend in der Stube empfangen wollte.

Wie freute er sich auf diese Ueberraschung. Alle Sonntage zählte er das Geld, ob's wohl reichen werde. Da, in einer Nacht kam ein Strolch und stahl ihm die ganze Ersparnis. Nun war's aus mit dem Präsentieren, denn auf Pump wollte er sich die Uniform nicht anschaffen.

Einige Jahre später war's auch mit dem Politisieren aus und man mußte sich in acht nehmen, daß man nicht durch ein unvorsichtiges Wort in Verlegenheit kam. Aber auch hier mußte der Naglervetter Rat. „Im Wirtshaus wird nimmer politisiert,“ sagte er, „da thun wir schaffkopfen“ (ein beliebtes Kartenspiel in jener Gegend), „dann verschnappt sich doch keiner.“ — Und man hat ihm auch wirklich nie etwas anhaben können.

Gerechtes Bedenken.



Er thät mir Liebe schwören,
Hat mich sogar geküßt,
Ich möchte ihn erhören,
Wißt ich nur, was er ist!

Unter Brüdern.

Kurz nach dem siebenjährigen Kriege, der Preußen bekanntlich in den Besitz Schlesiens brachte, begab sich Friedrich II. in die neu erworbene Provinz, um dort große Manöver abzuhalten. Das königliche Hauptquartier befand sich in der Nähe von Waldenburg, und von dort aus pflegte der Monarch, nur von einigen höheren Offizieren begleitet, schon in der Frühe die verschiedenen Uebungsorte der Truppen zu besuchen. Auf seinem Wege war dem König ein stattlicher Bauernhof aufgefallen, nach dessen Eigentümer er sich bei einem mit den Verhältnissen jenes Distrikts vertrauten Amtmann erkundigte. Der Monarch erhielt die Auskunft, daß der Hof einem ebenso reichen, als hochfahrenden Bauern gehöre, der sich gegen die Befehle der neuen Herrschaft im Lande wiederholt so widerseztlich benommen, daß sich die Verwaltung genötigt sehe, bei erforderlichen Belastungen und Pflichten den Mann vorzugsweise zu belegen.

Kopfschüttelnd meinte der König, die Herren verstünden wohl nicht, den widerhaarigen Gesellen von der rechten Seite zu fassen, aber schon am nächsten Morgen sollte er sich selber vom Segenteil überzeugen. An dem Gehöfte vorüberfahrend, vernahm er im Vorhof desselben einen lauten Wortwechsel und gewahrte ein paar Militärbeamte nebst einigen Soldaten, die im Begriff standen, ein paar starke Pferde abzuführen. Vor dem Gespann, wie zur Verteidigung, stand ein vierschrötiger Mann in den Vierzigern, der in heftigster und rohester Weise gegen den gewaltfamen Einbruch in sein Eigentum protestierte.

Der König ließ seine Equipage halten und begab sich in den Hof. — „Was giebt's da?“ fragte er mit kurzem Ton.

Die Beamten und Soldaten erkannten sofort den königlichen Herrn und nahmen die ehrfurchtsvollste Haltung an; daß auch der Bauer wußte, welche hohe Persönlichkeit auf seiner Scholle weilte, verriet die Bewegung in seinen plumpen Bügen und der sichtlich widerwillige, nicht allzu tiefe Bückling.

„Dieser Mann, Peter Hansel, hat Vorspann zu liefern“, berichtete der wortführende Beamte, „auf seine wiederholte Weigerung hin haben wir uns genötigt gesehen, selber ein paar passende Tiere auszusuchen, die er heute abend gegen gemessene Vergütung zurück erhält.“

Der König hatte indessen die Pferde gemustert und sie als prächtige, zum Fuhrpark überaus

taugliche Tiere erkannt. — Nun wandte er sich an den Besitzer, der in seiner ganzen Würde dem Herrscher gegenüber stand.

„Seine Pflicht und Schuldigkeit muß jeder erfüllen“, sagte er scharf, aber nicht unfreundlich; „ich auch, und wer's versäumt, hat die Folgen zu tragen. Das merk' er sich. Ueber die Rappen da aber möcht' ich ein besonderes Wörtchen mit ihm reden. Ich will sie kaufen; was fordert er?“

Das breite Gesicht des Bauern verzog sich im Widerschein der innern Freude, voraussichtlich statt den verhaszten Beamten Gehorsam leisten zu müssen, ein glänzendes Geschäft zu machen. Er näherte sich dem König, unbeachtet der abweisenden Bewegung desselben, die Schulter des Monarchen mit seiner plumpen Hand berührend, und sagte in vertraulichem Ton:

„Unter Brüdern sind die Gäule neunhundert Thaler wert, — Majestät soll sie dafür haben.“

Der König blieb bei dieser doppelten Unverschämtheit — denn die Forderung überstieg alles Maß des Zulässigen — ganz ruhig. Freundlich lächelnd nickte er dem Biedermann zu und sagte, sich zum Gehen wendend:

„Weiß er was? — Da ich nicht sein Bruder, sondern sein König bin, so gebe er sofort seine Gäule zu meinem Dienst her, und wenn er sie dann morgen zurück hat, mag er sie unter Brüdern verkaufen, so hoch er Lust hat.“

Ohne den betroffenen Hofbesitzer eines weiteren Blickes zu würdigen, bestieg der Monarch seinen Wagen. Auf Peter Hansel aber hatte die Erscheinung und die Weise des „alten Fritz“ einen so nachhaltigen Eindruck bewirkt, daß er jeden Widerstand gegen die Anordnungen der herrschenden Staatsgewalt aufgab und sogar später zu den wärmsten Anhängern des Preußenkönigs zählte. H — b.

Unmöglich.

Ein Engländer reiste über den Schwarzwald von Neustadt nach Donaueschingen und erhielt im Eilwagen einen Rücksitz. Unterwegs wurde dem Engländer, der das Rückwärtsfahren nicht vertragen konnte, übel. Auf der nächsten Station angekommen, ging er sogleich zum Postmeister und bat denselben um einen andern Platz. Dieser erwiederte ihm, daß dies nicht ginge und er sich deshalb doch mit seinem ihm gegenüberstehenden Reisegefährten verständigen möchte. — „Das ist unmöglich“, sagte der Engländer, „denn es hat niemand mir gegenüber gesessen.“

Der mürrische Fritz.

Eine wahre Geschichte.



ch bin Mitglied der Feuerwehrr einer großen deutschen Handels- und Industriestadt.

Der Held der merkwürdigen Geschichte, die ich hier erzählen will, war ein alter Kamerad von mir. Er hieß Fritz Jäger und war ein mürrischer, sauerköpfiger Kauz von ungeselligem, fast abstoßendem

Wesen, der deshalb nicht blos unter uns, sondern auch bei anderen Leuten unter dem Beinamen „Der mürrische Fritz“ bekannt war.

Die Station, zu der wir gehörten, befand sich in einem der ärmsten, elendesten und dichtest bevölkerten Teile der Stadt. Unser Stationshaus war neu erbaut und bildete durch seine saubere und nette Einrichtung zu dem Schmutz, dem Alter und der Baufälligkeit der benachbarten Häuser einen auffallenden Gegensatz.

Das Erdgeschoß enthielt das große gemeinschaftliche Zimmer, das Wachtzimmer, worin sich zugleich das Büro und der Telegraph befand, und die zur Unterbringung der Lösch- und Rettungsgerätschaften erforderlichen Räume. Im ersten Stock befanden sich die Dienstwohnungen des Kommandanten und des Leutnants und im zweiten die Schlafzellen der Mannschaften. Ein getrennt stehendes Hinterhaus enthielt Spritzschuppen und Pferdestall.

Wir Feuerwehrleute waren sehr stolz auf unseren Beruf, und die blanken messingenen Äxsen und stählernen Ketten unserer Spritze gaben Zeugnis von ihrem vortrefflichen Zustande, sowie auch wir selbst durch tabellose Ausrüstung und stramme Haltung bemüht waren, einen respektablen und gewinnenden Eindruck zu machen.

Fritz Jäger war der älteste Feuerwehrmann auf unserer Station. Er war ein kräftiger unterster Mann von dunkler Gesichtsfarbe und nicht gerade häßlichen, aber auch nichts weniger als schön zu nennenden Zügen. Er hatte einen massiven Kopf und war, obschon erst ein mittlerer Dreißiger, über der Stirn schon ein wenig kahl. Uebrigens aber war sein Haar schwarz, dicht und buschig. Auch hatte er einen schönen vollen Backenbart aufzuweisen.

Zu seiner Berufsthätigkeit war er unübertrefflich, denn zu seiner herkulischen Körperstärke gesellte sich unglaubliche Behendigkeit und Gewandtheit; seine Geistesgegenwart verließ ihn nie und was Mut betraf, so glaube ich, daß er in seinem ganzen Leben nie gewußt hat, was Furcht ist. Dennoch aber war er nicht sonderlich beliebt, denn abgesehen davon, daß er sich fast gegen alle sehr wortkarg benahm, war auch das Wenige, was er sprach, stets unfreundlich, schroff und bitter.

Gleichwohl war Fritz nicht von jeher so ungesellig gewesen, und ich selbst entsinne mich noch recht wohl der Zeit, wo es schwer gewesen sein möchte, einen launigeren und lustigeren Kumpan zu finden, als er war.

Es handelte sich auch hier wieder einmal um die alte, uralte Geschichte, die ewig neu bleibt — Fritz hatte unglücklich geliebt und seitdem das ganze Menschengeschlecht mit Haß und Verachtung betrachten gelernt.

Emilie Meinhardt, das Mädchen, welches ihm untreu geworden, war eine hübsche muntere kleine Kolette, welche fast sämtlichen unverheirateten jungen Leuten unserer Division die Köpfe verdreht hatte. Ihr Vater war Spritzenbauer und hatte auf unserer Station die in sein Fach einschlagenden Arbeiten zu verrichten, so daß seine Tochter zuweilen Gelegenheit hatte, ihn hier aufzusuchen.

Er befand sich in guten Vermögensverhältnissen und da er Witwer war und außer Emilien weiter kein Kind hatte, so war er stolz auf sie und hatte ihr eine für seinen Stand ausgezeichnete Schulbildung geben lassen.

Sonderbar genug war unter allen unseren Kameraden Fritz Jäger der einzige, welcher einigen Eindruck auf das flatterhafte Gemüt des launenhaften Mädchens zu machen schien. Sie benahm sich in seiner Gegenwart weit weniger leichtfertig, als wenn er nicht da war, und hörte ihm mit mehr Respekt und Aufmerksamkeit zu, als sie sonst jemandem erwies.

Augenscheinlich fürchtete sie sich ein wenig vor ihm, was vielleicht ganz natürlich zunging, denn während ihre anderen Verehrer ihr fortwährend schmeichelten, bewahrte Fritz eine ernst-männliche, fast gebieterische Haltung, die ihr Achtung einflößte. Ich glaube bis auf den heutigen Tag,

daß sie ihn in ihrem innersten Herzen bewunderte und sogar liebte, während er selbst die Tiefe und Innigkeit seiner Leidenschaft nur durch wenige, nicht in die Augen fallende, bei ihm aber sehr bedeutsame Züge offenbarte. Er liebte, mit einem Worte, wie nur ein solcher Mann lieben kann.

Zugleich ließ er in Bezug auf seine Lebensgewohnheiten eine bedeutende Veränderung eintreten. Während er nämlich, ehe er die Bekanntschaft der schönen Spritzenbauerstochter gemacht, den größten Teil seiner dienstfreien Zeit im Wirtshaus mit Kartenspiel oder Kegelschieben zubachte, besuchte er jetzt eine Gewerkschule und verlegte sich mit der ihm eigentümlichen Energie auf das Studium der Mathematik und des Maschinenzeichnens.

Jedenfalls hatte er dabei die Absicht, sich auf einen besser lohnenden und angesehenen Beruf vorzubereiten, als sein jetziger war, um seiner geliebten Emilie eine bessere Existenz bieten zu können, als ihm dies in seiner Eigenschaft als einfacher Feuerwehrmannmöglich sein konnte.

Wir wunderten uns alle, daß ein so außerordentlich feines, hübsches und lebhaftes Mädchen einen Mann wie Fritz Jäger bevorzugen konnte, dessen Charakter von dem ihrigen so verschieden und der wenigstens fünfzehn Jahre älter war als sie. Dennoch stand die Thatsache, daß sie die Erklärung seiner Liebe, trotzdem daß dieselbe von ihrem Vater nicht gebilligt zu werden schien, beifällig aufgenommen, außer allem Zweifel.

Das Handwerk eines Feuerwehrmannes ist nicht bloß wegen seines Nutzens für das Gemeinwesen, sondern auch wegen der Gefahren, die damit verbunden sind, für mutige junge Leute etwas so Verlockendes, daß es deren nicht wenige giebt, welche die reguläre bezahlte Feuer-

wehr bei ihren Dienstleistungen aus reiner Liebe zur Sache unterstützen. So stand auch damals in unserer Stadt ein reicher junger Baron an der Spitze eines Vereines von solchen Freiwilligen und sein Sekretär fand sich dann und wann auf unserer Station ein, um sich mit unserem Kommandanten im Auftrage seines Patrons über dies und jenes zu besprechen.

Dieser Sekretär — er hieß Max Berger — war ein auffallend schöner, junger Mann, dessen feine, elegante, obschon etwas weichliche Erscheinung nicht verfehlen konnte, auf ein eitles, schwaches Mädchenherz Eindruck zu machen.

Eines Tages traf Emilie auf der Station zufällig mit ihm zusammen, und dies war der Anfang einer verhängnisvollen Bekanntschaft zwischen beiden.

Jedenfalls betrachtete Emilie's Vater diesen neuen Bewerber als einen, der weit würdiger wäre, von ihm Schwiegersohn genannt zu werden, als der schlichte Fritz Jäger; auch Emilie selbst ließ sich wahrcheinlich durch die glatte Außenseite des besser gestellten Sekretärs bestechen, und nachdem sie sich seit einigen Wochen bei uns vollständig unsichtbar gemacht, lassen wir plötzlich in



Ha, nun bin ich gerettet!

der Zeitung die Bekanntmachung ihrer Vermählung mit dem glücklichen Max Berger.

Fritz ließ in seinem gerechten Zorn über den Betrug, welchen Emilie ihm gespielt, kein lautes Wort fallen. Er erwähnte ihren Namen nie wieder und that, als ob er die ganze Sache mit mürrischer Gleichgültigkeit behandelte.

Von dieser Zeit an aber war er ein anderer Mensch und ward so verschlossen und ungesellig, daß seine Kameraden ihm den eben nicht beneidenswerten Spitznamen „der mürrische Fritz“ gaben.

Etwa drei Jahre nach Emilien's Verheiratung saß ich einmal, als ich die Nachtwache hatte, halb schlummernd am Ofen, denn es war im Winter und die Kälte seit einigen Tagen sehr groß.

Es hatte eben eins geschlagen, als plötzlich die Thür des Zimmers aufgerissen ward und Fritz Jäger hereintrat. Er trug seine volle Uniform mit allem übrigen Zubehör. Dabei bemerkte ich, daß er totenbleich war, daß aus seinen schwarzen Augen ein seltsamer, halbwilder Ausdruck leuchtete und daß ihm der Schweiß in großen Tropfen auf der kahlen Stirn stand.

„Mein Himmel! Du bist es?“ sagte ich. „Was willst Du so in vollem Zeuge, als ob Alarm geläutet worden wäre?“

„Nun“, antwortete Fritz in seiner mürrischen Weise, „wenn man im Bett liegt und nicht schlafen kann, so wird es wohl erlaubt sein, aufzustehen. Ich störe Dich wohl!“

„Ach, wer spricht denn davon! Im Gegenteil, wenn Du mir Gesellschaft leisten willst, so ist es mir lieb. Komm, setz Dich und laß uns eine Zigarre mit einander rauchen.“

Er setzte sich, ergriff die Zigarre, die ich ihm darreichte, und wir qualmten eine Weile, ohne ein Wort zu sprechen. Endlich hob Fritz an:

„Höre, Anton, ich möchte Dich etwas fragen.“

„Was denn, alter Freund.“

„Was hältst Du von dem Wert und der Bedeutung der Träume?“

„Darüber habe ich in meinem ganzen Leben noch nicht nachgedacht“, antwortete ich. „Du weißt aber, Fritz, daß Du mir Vertrauen schenken kannst. Was hat Dir geträumt?“

Fritz blies den Rauch seiner Zigarre vier- oder fünfmal weit von sich, dann sagte er:

„Was ich Dir erzählen will, ist eigentlich kein Traum, sondern etwas mehr. Es ist das Außerordentlichste, was mir je in meinem Leben begegnet ist.“

Er stand auf, ging einigemal im Zimmer hin und her, blieb dann stehen, stützte sich mit der einen Hand auf die Lehne seines Stuhles und fuhr fort:

„Es war noch nicht ganz elf Uhr, als ich mich zu Bett legte. Ich warf mich unruhig hin und her, denn ich war ungemein munter und schloß endlich die Augen, indem ich alles versuchte, um einzuschlafen. Ob mir dieses gelang oder nicht, weiß ich selbst nicht, plötzlich aber hörte ich unsere Signalglocke läuten. Ich sprang sofort aus dem Bett, zog Rock und Stiefel an, setzte den Helm auf, ergriff meine Axt und besetzte die Knöpfe

und Riemen, während ich die Treppe hinunter eilte.“

„Das ist unmöglich“, sagte ich. „Wenn Du dies gethan hättest, so hätte ich es ja hören müssen. Das Haus ist aber während der ganzen Zeit, wo ich hier sitze, still gewesen wie das Grab, und es hat sich auch nicht eine Maus gerührt.“

„Laß mich nur ausreden! Die Spritze war bereits angespannt, ich stieg mit unseren anderen Kameraden hinauf und fort ging es nach der Vorstadt. Als wir die Feuerstätte erreichten, fanden wir, daß das brennende Haus eine kleine Villa war, in welcher jedenfalls wohlhabende Leute wohnten. Unser Kommandant schickte mich in das Haus hinein und ich stieg unter ersticken- dem Qualm und sprühendem Funkenregen die Treppe hinauf. Auf dem Vorplatz begegnete ich dem Manne der Treulosen, die ich Dir nicht zu nennen brauche. Er schien vor Schreck und Angst halb tot zu sein. Ich glaube, ich fragte ihn, wo sie wäre. Er deutete nach einem höher gelegenen Zimmer und rannte dann an mir vorbei, um nur das eigene Leben in Sicherheit zu bringen. Ich eilte hinauf in das Zimmer, welches er mir bezeichnet und sah Emilien mit gefalteten Händen betend auf den Knien liegen.“

„Und rettetest Du sie?“

„Das kann ich Dir nicht sagen, Anton. Ich weiß überhaupt nicht, wie die ganze Sache endete. Ich entsinne mich nur noch dunkel, daß wir in der Aufregung des Wiedersehens die uns umringenden Gefahren ganz vergaßen, bis wir mit einem Male in einen Abgrund von Feuer und Rauch hinunterstürzten. Ich verlor die Besinnung und als ich allmählich wie aus einer Erstarrung erwachte, sah ich mich in meiner Schlafzelle angekleidet, wie Du mich hier siehst, neben meinem Bett sitzen.“

„Das ist allerdings eine höchst wunderbare Geschichte“, sagte ich.

Raum hatte ich diese wenigen Worte gesprochen, so schlug die Signalglocke des Telegraphen, ich stürzte an den Apparat und las gleich darauf die Meldung: „Großes Feuer in der Bernsdorfer Vorstadt.“

Ehe noch fünf Minuten vergingen, waren die Mannschaften alle aus ihren Schlafzellen herunter und die Spritze angespannt.

Fritz nahm neben mir auf derselben Seite Platz, unser Kommandant sprengte voran und fort ging es in rasendem Galopp durch die öden schweigenden Straßen.

Als wir zur Stelle kamen, fanden wir, daß das brennende Haus gerade ein solches war, wie Fritz beschrieben, als er mir seinen Traum erzählte.

„Siehst Du, Anton? Wir werden sie retten. Ich weiß es und bin dem Himmel dankbar dafür.“

Ich hatte nicht Zeit, hierauf etwas zu antworten. Die Spritze war so nahe als möglich an das Haus hinangeschoben, die Rettungsleiter waren schon da und eine zweite und dritte Spritze kamen eben angerasselt. Die Feuerhähnen der Wasserleitung wurden geöffnet, die Spritzen gefüllt und es dauerte nicht lange, so waren alle drei in vollem Gange, während das trotz der späten Stunde herbeiströmende Publikum sich schreiend immer dichter heran drängte.

Zwei Mann — Fritz und ich — wurden in das Haus hineinkommandiert. Unmittelbar nachdem wir uns hineingebahnt, folgte uns ein dritter Kamerad, welcher angewiesen war, unten am Fuße der Treppe zu bleiben, um aufzupassen und uns von jeder neuen Gestaltung der Gefahr zu benachrichtigen.

Auf dem Vorplatz des ersten Stockes begneten wir einem schönen blonden jungen Manne in einem großblumigen Schlafrocke. Sein Gesicht war aschenfahl, er zitterte an allen Gliedern und sich an dem Treppengeländer festhaltend, schaute er bald vorwärts, bald rückwärts, als ob er nicht wüßte, welche Richtung er verfolgen sollte.

In dem Augenblick, wo er uns sah, kam er auf uns zugeeilt und rief:

„Ja, nun bin ich gerettet! Meine guten wackeren Leute, kann ich ohne Gefahr hinunter?“

Fritz betrachtete ihn mit verächtlichem Blick und fragte:

„Wo ist Ihre Frau? Wo ist Emilie?“

„Meine Frau? Die hat sich wahrscheinlich schon gerettet. Wenigstens rannte soeben unsere Kinderwärterin an mir vorbei und daraus schließe ich, daß Emilie mit der Kleinen schon voraus ist.“

„Welches ist das Zimmer Ihrer Frau?“ fragte ich, als ich sah, daß Fritz vor Wut und Entrüstung nicht sprechen konnte.

„Das dort rechts“, stammelte der Feigling. „Aber ums Himmelswillen, halten Sie mich nicht länger auf, ich kann ja hier gar nichts nützen. Sollte noch jemand von meiner Familie da sein, so retten Sie ihn, meine Freunde, und ich werde Sie gut bezahlen.“

„Glende Memme!“ schrie Fritz, packte den Schlafrocksmann beim Kragen und schleuderte ihn die ganze Treppe hinunter.

In diesem Augenblick gelte aus dem uns bezeichneten Zimmer ein durchbohrender Angstschrei und wir stürzten beide hinein.

Eine dicke Rauchwolke schlug uns entgegen, denn die Fenstervorhänge hatten bereits Feuer gefangen. Ich beeilte mich, dieselben herunterzureißen und sah die treulose Geliebte meines Kameraden mit aufgelöstem Haar, halb angekleidet und vor Angst und Verzweiflung schon halb-

tot auf den Knien liegen.

Fritz stand über sie geneigt. In seiner Hand flammte etwas wie eine Fackel: es war das rotblühende Eisen seiner Art.

„Ach, lieber Fritz, Du bist es!“ schluchzte Emilie, welcher der Anblick des Verschmähnten neues Leben einzuhauchen schien.

„Ja, liebe Emilie, wer sollte es sonst sein!“ sagte er im zärtlichsten Tone.

„Ach, Fritz, ich habe sehr schlecht an Dir gehandelt“, entgegnete sie mit dem Ausdruck der Zerknirschung.



Alles klar unten?

Still, ...
mensch ...
Ich ...
schreien ...
„Ger ...
Emilie ...
führ ...
Lud ...
vergeben ...
machen ...
„Das ...
Als ...
eilte ...
herunter ...
aber ...
Treppe ...
stand ...
tere ...
war ...
glühenden ...
pfahl ...
Ich ...
für ...
schaute ...
das ...
belebeter ...
wandel ...
„Die ...
ter“ ...
Ich ...
Maschine ...
Luft ...
als ...
sich ...
eiserne ...
an ...
halten ...
als ...
Zentner ...
Brust ...
Ich ...
Blut ...
Zimmer ...
Armen ...
„Es ...
mich ...
auch ...
„Nun ...
schließen ...
sie ...
„Ja ...
„Nun ...
rief ...
Ich ...

„Still, still!“ sagte er. „Es ist doch sonst niemand mehr im Hause?“

„Ich höre noch in einem oberen Zimmer schreien!“ rief ich. „Es scheint ein Kind zu sein.“

„Gerechter Gott! Das ist mein Kind!“ rief Emilie, indem sie mit wildem Entsetzen emporfuhr. „Laßt mich hinauf! Laßt mich es retten!“

Und sie mühte sich aus Leibesträften, obschon vergebens, sich von der eisernen Faust loszumachen, womit Fritz sie gefaßt hielt.

„Das Fenster, Anton“, sagte er ruhig.

Als ich das Wehklagen des Kindes vernahm, eilte ich hinaus, um es herunterzuholen, fand aber, daß die obere Treppe in Flammen stand, während die untere zusammengestürzt war und nur noch einen glühenden Flammenpfuhl bildete.

Ich eilte an's Fenster, riß es auf und schaute hinunter auf das wogende Meer rotbeleuchteter emporgewendeter Gesichter.

„Die Rettungsleiter!“ schrie ich.

Ich sah die lange Maschine sich in der Luft herumdrehen und als ihre beiden Arme sich mit den spizen eisernen Krallen fest an den Fenstersims hakten, war es mir, als würde mir eine Zentnerlast von der Brust genommen.

Ich wendete meinen Blick zurück in das Zimmer, wo Emilie sich noch fortwährend aus den Armen meines Kameraden loszumachen suchte.

„Laß mich gehen, Fritz!“ kreischte sie. „Laß mich zu meinem Kinde! Ohne dasselbe will ich auch nicht gerettet sein.“

„Nimm sie!“ sagte Fritz in seiner ruhigen, entschlossenen Weise zu mir. „Nimm sie und halte sie fest. Ist die Rettungsleiter bereit?“

„Ja.“

„Nun, dann lebt wohl! Gott schütze Euch!“ rief er und eilte aus dem Zimmer hinaus.

Ich rief ihm nach, er solle bleiben, weil es

zu spät sei, einen Versuch zur Rettung des Kindes zu unternehmen. Er hörte aber nicht auf mich.

Ich mußte alle meine Kräfte aufbieten, um die junge Frau, die sich auch gegen mich wie eine Rasende wehrte, bis an's Fenster zu zerren, und wie es mir gelang, mit ihr den sicheren Boden zu erreichen, das wird mir bis zu meiner Todesstunde ein ungelöstes Rätsel bleiben.

Sobald ich sie aber unter dem tausendstimmigen Jubelruf der Zuschauer der Obhut einiger sich herbeidrängenden hilfreichen Frauen übergeben, schien ich sie vollständig zu vergessen —

so ausschließlich erfüllte mich nun die Sorge um das Schicksal des armen Fritz.

Die Aufregung, die während dieser Augenblicke qualvoller Ungewissenheit unter der Menge herrschte, läßt sich kaum beschreiben.

Max Berger, Emilie's Gatte, hatte sich, wie ich zufällig bemerkte, allein und unbeobachtet hinter die vorderste Reihe der Zuschauer geschlichen und in seinem bleichen, emporgewendeten Gesichte malte sich der Ausdruck hilflosen Entsetzens.

„Hurra! Der wackere Mann! Das nenne ich Mut! Wenn es ihm nur gelingt!“

So lauteten die Rufe, welche plötzlich an mein Ohr schlugen.

Ich blickte auf und sah Fritz auf Händen

und Knien den obersten Sims des Hauses entlang rutschen. Zu dem einen Arm trug er ein weißes Bündel, von dem andern hingen zwei oder drei zusammengeknüpfte Betttücher herab.

Als man entdeckte, daß das weiße Bündel, welches mein tollkühner Kamerad so fest an sich gedrückt hielt, ein lebendes Kind war, ward das Geschrei beinahe betäubend.

Es verwandelte sich in einen durchbohrenden Schreckensruf, als ein großes Stück des Dachsimfes nachgab und mit Donnergewalt zur Erde herabstürzte.



Sie kniete neben dem Sterbenden nieder.

Fritz hatte jedoch eben glücklich den noch unverkehrten Teil des Simses erreicht, richtete sich nun empor, band — da hier von einer Hilfe durch die Rettungsleiter keine Rede sein konnte — das eine Ende der zusammengekniüpften Bettlucher fest um das Kind und schleuberte das Bündel hinaus in die Schwebel, während er das andere Ende noch fest gefaßt hielt.

„Alles klar unten?“ rief er dann mit lauter fester Stimme.

„Alles klar, laß los!“ antwortete unser Kommandant.

Das Bündel kam herabgeflattert und ward von den sich ihm entgegenstreckenden starken Händen glücklich aufgefangen.

Als ich wieder emporblickte, sah ich Fritz mit den Händen am Rande des Simses hängen. Das Fangtuch ward bereit gemacht, aber zu spät, denn in demselben Augenblick stürzte mit donnerähnlichem Getrach das Dach zusammen.

Einige bange Minuten vergingen, dann brachten vier von unseren Leuten den armen Fritz getragen und legten ihn außerhalb des Bereichs der immer noch herabstürzenden brennenden Balken auf die Erde nieder.

Ich drängte mich bis zu ihm hindurch und hob seinen Kopf auf meine Kniee.

Er war furchtbar verstümmelt und bot einen entsetzlichen Anblick dar. Sprechen konnte er

nicht, aber ich verstand die stumme Frage seiner brechenden Augen vollkommen.

„Emilie und ihr Kind sind gerettet und unverfehrt“, sagte ich.

Ein Lächeln unaussprechlichen Glückes flog über seine Züge und er drückte mir matt die Hand.

„Möchtest Du sie sehen?“ fragte ich.

Er schloß die Augen und schüttelte sanft den Kopf.

Zu diesem Augenblick fühlte ich mich leise an der Schulter berührt und räumte, nachdem ich mich umgesehen, meinen Platz sofort der schönen blonden jungen Frau ein, vor welcher die Menge ehrerbietig zurückwich.

Sie kniete neben dem Sterbenden nieder, legte sein Haupt an ihre Brust und küßte ihm schluchzend den Todesschweiß von der Stirn.

Er versuchte, ihre Hand an seine Lippen zu heben, aber sein Arm war zerschmettert und sank schlaff und kraftlos herab. Er schmiegte sich an sie und seine erstarrenden Augen blickten in ihr von Thränen überströmendes Antlitz empor. Ein leises Zittern schüttelte seinen Körper, er röchelte ein paar mal und dann war alles vorüber.

So hauchte der treue, edle „mürrische Fritz“ in den Armen des treulosen, aber niemals vergessenen Weibes seiner Liebe seinen letzten Seufzer aus.

Die Suppe.



1. — Heren Se mal, Herr Gellner, bringen Se mir ä mal enne Subbe, aber enne gube Subbe, verstehen Se?



2. — Heren Se, Gellner, die Subbe, die gann ich Sie aber nich essen!



3. — Entschuldigen Sie, mein Herr, ich will Ihnen eine andere bringen!



4. — Heren Se, Gellner, ich gann Se die Subbe immer noch nich essen!
— Aber, mein Herr...
— Weßß Gnebchen, ich gann se werkllich nich!



5. — Herr Prinzipal, der Herr will nun schon die zweite Suppe nicht essen, was machen wir nur?
— Sie haben eben nicht die Art, mit Gästen umzugehen, ich werde selbst mit ihm reden!



6. — Mein Herr, Sie behaupten, diese Suppe nicht essen zu können?
— Nee!
— Ja, warum denn nicht?
— Weil ich sie keenen Kessel habe.

Buchführung in Gewerbe, Landwirtschaft und Haushalt.

Die neueren Verkehrsverhältnisse, die Gewerbefreiheit und die Fortschritte der Industrie haben mancherlei gegen die sogenannten guten alten Zeiten verändert. Der Handwerker ist vielfach nicht in der Lage, mit seinen Arbeiten gegen die Fabrikzeugnisse zu konkurrieren und ist mehr Kaufmann als Handwerker. Viele ehemalige Handwerker sind ganz von ihrem Beruf abgekommen und sind Krämer geworden. Dem letzteren Stand widmen sich auch ehemalige Unteroffiziere und Angestellte in Privatdiensten in der Stadt und manches Bäuerlein auf dem Dorfe nebenher. Es gehört ja, wie man sieht, dazu keine Kunst und man verdient sein Brot dabei ohne schwere Arbeit. Werden die Handelsgeschäfte der Handwerker und solcher Krämer größer und größer, so erlangen deren Inhaber thatsächlich die Eigenschaft des Kaufmanns, denn sie müssen sich in das Handelsregister eintragen lassen. Unter diesen kleinen Kaufleuten, handeltreibenden Handwerkern und Krämern kommen aber die große Mehrzahl der Bankerotte vor und das läßt uns mit Recht vermuten, daß da irgendwo ein Haken dabei sein muß. Haben die ins Handelsregister eingetragenen Bankerottiers keine ordnungsmäßigen Handelsbücher, aus denen jeweils ihr Vermögensstand ersichtlich ist, geführt oder keine Inventuren gemacht, so werden sie nach dem Gesetz wegen einfachen Bankerotts bestraft. Diese Fälle sind seit Jahren ziemlich häufig. Die Mehrzahl der kleinen Handelsleute, Handwerker oder Krämer sind nicht ins Handelsregister eingetragen und eine Strafe wegen mangelnder Buchführung und Inventur trifft sie beim Bankerotte nicht; aber eines ist unzweifelhaft in den meisten Fällen zu beweisen, die ganze Ursache des Bankerottes ist in der mangelnden ordentlichen Buchführung zu suchen. Diese guten Leute sind nicht imstande, die Uebersicht über Einnahme und Ausgabe zu behalten, verwechseln ihre Einnahmen zu leicht mit dem Gewinne. Sie verbrauchen dadurch zu viel oder überladen sich mit Verbindlichkeiten durch große Borräte an fertigen Waren und Rohmaterial (bei Handwerkern) und können zur bestimmten Zeit oder überhaupt nicht zahlen. Wer also mit Ehren bestehen will, der lerne vor allen Dingen, ehe er ein Geschäft betreibt, wie man einfach Buch führt. Die Gelegenheit zum Lernen ist ja in den meisten Fortbildungsschulen und Gewerbeschulen geboten und auch sonst finden sich Lehrer,

die etwa älteren Personen, besonders auch Frauen und Mädchen, Unterricht erteilen. Wie viele Handwerker giebt es, die ihren steten Geldmangel dem schlechten Zahlen ihrer Kundschaft zuschreiben und die Aengstlichen meinen dann, sie hätten nichts, während die Leichtlebigen ihre vielen Ausstände stets vor Augen haben, wenn sie Ausgaben machen oder neue Schulden auf sich laden. Mit weniger Arbeit alle Woche kann eine einfach eingerichtete Buchführung des Handwerkers und kleinen Geschäftsmannes in Ordnung gehalten werden und die wenigen Stunden sind leicht an den Kneipstunden oder den Klatschpausen abzurufen. Ebenso wie der kleine Geschäftsmann und Handwerker häufig nicht weiß, wie er mit seinem Soll und Haben steht, weiß es der Bauer erst gar nicht und bei ihm ist eine ganz einfache Buchführung erst recht leicht einzurichten und zu unterhalten. Auch die Haushaltungen mit festem Einkommen aus irgend welcher Arbeit, als Gehalt oder Zins, sollten eine Buchführung einrichten, und wir sind fest überzeugt, sie würden das beste Mittel gegen die noch so sehr ausgedehnte Borgwirtschaft sein. Geben wir also nicht nur den allgemeinen Rat, daß jeder eine kleine Buchführung einrichte, sondern auch einen ungefähren Plan dazu. Der Gewerbsmann, Krämer und Handwerker beginne mit einer Inventur und nehme darin alles auf, was er an Waren, Werkzeug und Material besitzt, schreibe dazu, was er etwa an Ausständen und Bar beim Anfang sein eigen nennt und stelle alle seine Schulden dem gegenüber. Der Ueberschuß auf der einen Seite ergibt seinen Vermögensbestand. Diese Zusammenstellungen wiederhole man alle Jahre und es muß das nicht gerade um Neujahr sein, sondern je nach der Art des Geschäftes in einer stillen Zeit, aber alljährlich muß es dieselbe sein. Ergiebt sich eine Abnahme des Vermögens gegen das Vorjahr, dann ist es dringend nötig, die Gründe zu erforschen und den Verbrauch im Haushalt, wenn er den Gewinn überstieg, zu beschränken. Sind andere Ursachen für den Verlust erkennbar, so vermeide man so weit als möglich die Veranlassungen dazu. Alle Rechnungen hebe man sorgfältig zusammengeheftet auf und halte unbezahlte und bezahlte getrennt. Man vermeide so viel als möglich die Abschlagszahlung und beschaffe so viel bares Geld, um eine oder die andere Rechnung jeweils ganz zu begleichen.

Ueber Einnahme und Ausgabe führe man ein besonderes Buch und giebt es ja die dazu passenden linierten Bücher bei jedem Buchbinder. Mindestens alle Monat schließe man die Kasse und

das Kassenbuch ab; revidiere aber so weit es möglich innerhalb dieser Frist recht häufig, ob man keinen Eintrag vergessen habe, damit die Kasse auch stimme, wenn man abschließt. Für Haushaltungs-Ausgaben führe man besondere Kasse, in die man gewisse feste Beträge für die Woche giebt, und überlasse diese Kasse und das darüber zu führende kleine Buch am besten der Frau. Als Taschengeld nehme der Mann sich ebenso, wie die Frau das Haushaltungsgeld, einen feststehenden Betrag und nur zu außergewöhnlichen Ausgaben nehme man die Beträge besonders aus der Kasse. Geschäftseinnahmen bringe man nie zum Taschengeld oder in die Haushaltungskasse und Auslagen fürs Geschäft müssen ersetzt werden, wie wenn sie an einen dritten gezahlt worden wären.

Ergiebt der Jahresabschluß ein gutes Resultat, so kann man sich jeweils für Haushaltung und Taschengeld eine mäßige Zulage gestatten; man halte sie aber in solchen Grenzen, daß man in schlechteren Jahren nicht wieder rückwärts zu gehen braucht. Ein erst einmal angewöhnter größerer Verbrauch ist schwer wieder abzugewöhnen.

Der Landwirt hat nur nötig, ein Haushaltungsbuch zu führen und einige Bogen alljährlich anzulegen für die Ertragsberechnung. In sein Haushaltungsbuch schreibe er alle Einnahmen, ob groß oder klein, und das giebt ja bei ihm trotzdem nicht allzu viele Posten. Zu seinen Einnahmen schreibe er dann am Schluß des Jahres aus den Aufzeichnungen über den Ertrag alles, was seine Wirtschaft ergeben, und zu den Ausgaben, was er davon selbst im Haushalt verbraucht hat. Er erlangt dadurch ein Bild, wie viel seine Felder, Wiesen und Wald, sowie seiner Hände und seines Viehes Arbeit ihm einbrachten und wie viel er verbraucht hat. Leicht wird er aus dem Verbrauch das ausziehen können, was zur Verbesserung der Güter, des Viehstandes oder der sonstigen Fahrnisse verwendet worden. Eine Zusammenstellung des letzteren und etwaiger Ueberschüsse der Einnahmen über die Ausgaben ergiebt den Reingewinn über den Haushaltungsaufwand, während die Einnahmeseite an und für sich der Nachweis über das Gesamterträgnis seines Betriebes ist. Die Ertragsbogen lege man an je nach der Art der gewonnenen Produkte, also z. B. einen Bogen für Milch und Milchprodukte, unter Umständen mit getrennten Spalten für Milch, Butter und Käse für 365 Tage und wenn möglich gleich mit Spalten für die Beträge. Einen weiteren Bogen lege man an für die Erträgnisse aus der Viehzucht, den Verkauf von

Geflügel und Eiern. Einen dritten Bogen für Getreide, verkauftes Heu und Stroh, verkaufte Rüben, Tabak, Hopfen oder Wein und Obst. Die Produkte alle aufzuzählen, würde zu weit führen. Bei dem Produkt der Viehzucht vergesse man nicht die selbst geschlachteten Tiere, und ebenso vergesse man kein Produkt aus Feld, Wald oder Stall zum Verbrauch im Hause. Was man selbst verbraucht, muß auf den Ertrags-Berechnungsbogen in Einnahme und Ausgabe stehen und die Zahl, die sich ergiebt beim Abziehen der Ausgaben von den Einnahmen, ergiebt den Wert des Verkauften. Haben erst in einem Dorfe einige den Anfang mit solch einfachen Aufzeichnungen gemacht, so können und werden sie andere nachahmen, und das Bewußtsein, Aufschluß zu haben über die Erträgnisse der Arbeit, wird manchen Sporn zu Verbesserungen und größeren Anstrengungen gewähren.

Wie schon gesagt, bedarf aber auch der, welcher ein Einkommen aus irgend welcher Arbeit hat, ob's für ihn fürs Jahr, Monat oder die Woche feststeht oder festgestellt werden kann, mindestens eines ordentlich geführten Haushaltungsbuches, in der er Einnahmen und Ausgaben pünktlich eintrage, damit er weiß, daß er am Ende des Jahres keine ungedeckten Schulden haben wird und sich jeweils nach der Decke strecke.

Die Arbeit ist da gewiß nur gering und wird sich lohnen, denn nur mit Ordnung und sparsamem Haushalten kann man ohne Sorge leben, auch bei kleinem Einkommen soll etwas übrig bleiben, das uns wohl thut, wenn Unglücksfälle an uns herantreten und die Not sich in irgend einer Gestalt uns nähern will.

Die Schulden der europäischen Großstädte.

Nach einer übersichtlichen Zusammenstellung kommen auf jeden Einwohner in Berlin M. 123.20, in Wien M. 154.40, in Mailand M. 174.40, in Frankfurt a. M. M. 253.60, in Paris Mark 632.— Schulden. Die größte Schuldenlast hat aber Brüssel mit 1284 Mark auf den Kopf.

Der Hunger quadt dem Fleis zuweilen wohl ins Haus,
Alein die Thätigkeit wüßt ihn zur Thür hinaus.

Wahl der Gesellschaft ist Jedwedem freigelassen,
Doch meiden sollen sich, die nicht zusammen passen.

Mancher liebt Wein, Weib und Gesang,
Und bleibt doch ein Narr sein Leben lang.

Das Verzeihen unter Menschen geht hinüber und herüber
und ist so unerläßlich wie das Atemholen.

Das Land...
zweiflung...
in der P...
das letzte...
Festung...
gier dem...
ein, wenn...
mit Verbe...
den Kam...
reich und...
Lagen de...
radisches...
sien aufge...
des Tages...
die kleinen...
eines Kö...
Dypter bei...
Freizücht...
tanischen...
sien's un...
jag sich...
Was hal...
die Dyf...
das Not...
Soldaten...
Dyppus...
der wäp...
gepäht...
Helden...
Tage de...
der Fest...
der Seel...
Auch...
der fr...
so still...
federle...
gesträuch...
sanden...
Blumen...
lem Land...
Verläss...
mel, gl...
An der...
Mädchen...
mit einer...
nicht eine...
eine Sch...

Vor dem Madonnenbilde.

Erzählung von Hermann Hirschfeld.

Erstes Kapitel.

Von Gaëta her donnerte Kanonenhall durch das Land. Mit Aufbietung der Kraft der Verzweiflung verteidigte das bedrohte Bourbonentum in der Person des Königs Franz von Neapel das letzte Bollwerk, das ihm geblieben, die letzte Festung seines Reiches. Wie oft mochte Feindesgier dem sonnigen Südgastade Italiens genahnt sein, wenn der Mauren und der Türken Heere mit Verderben drohten. Heute aber galt es nicht den Kampf gegen den Muselman, nicht Frankreich und Spanien stritten, wie einst in den Tagen des Mittelalters, um den Besitz des Paradieses auf Erden — Italien war gegen Italien aufgestanden — neue Zeit! Einheit! hieß des Tages Parole. In der Verbannung weilten die kleinen Fürsten Italiens, die der neuen Zeit eines Königreichs Italien ihre Erblande zum Opfer bringen mußten. Schon war durch kühner Freischaren Streich die Hauptstadt des neapolitanischen Reiches in den Händen des neuen Italiens und über seine letzte Befestigung, über Gaëta, zog sich wolkenstürmend das Verderben zusammen. Was half die heldenmüthige Verteidigung, was die Opferwilligkeit des jungen Königspaares, das Not und Mühe mit dem geringsten seiner Soldaten teilte, gegen des Hungers und des Typhus drohende Gespenster, die täglich die Zahl der tapferen Besatzung minderten. Nur noch gezählt waren die Tage bis zur Ergebung, aber Heldenfimmel ermattet nicht, und wie am ersten Tage der Belagerung, donnerten die Kanonen der Festung den Kriegsschiffen entgegen, die von der Seeseite her einen Vorteil zu erreichen suchten. Auch bis zum Garten des Herrn Baldini drang der kriegerische Hall. Und doch war alles hier so still, so friedlich; harmonisch schmetterten gesiederte Sängler in Myrthen- und Cypressengesträuch ihre Lieder, der Granatbaum, die Aelastanten ihre Düfte und auf den Beeten prangten Blumen in tausendfarbigem Schmucke, aus dunklem Laube glühte die Goldorange und über alle Herrlichkeit wölbte sich Italiens tiefblauer Himmel, glühte Italiens Sonnenschein. An der Hinterseite des Hauses saß ein junges Mädchen von etwa 20 Jahren auf einer Bank, mit einer Handarbeit beschäftigt. Augenscheinlich nicht eine Tochter des Landes, war sie zwar keine Schönheit zu nennen, aber der Ausdruck

sinnigen Ernstes verschönte ihre Züge. Ihre Beschäftigung schien sie nur mechanisch zu betreiben, weit ab schweiften ihre Gedanken und hin und wieder rann, ihr selber unbewußt, eine Thräne aus den dunkelbraunen Augen die Wangen hernieder.

„Alma — ich bei Dir und Thränen?“

War der Ton vorwurfsvoll, der an des jungen Mädchens Ohr drang, so ward er durch den Ausdruck innigster Zärtlichkeit gemildert. Aus einer Seitenthür war ein hochgewachsener junger Mann in dunkler Offiziersuniform getreten und hatte sich ihr leise genähert.

„Zürne nicht, Robert“, — das junge Mädchen erhob sich und reichte beide Hände dem Kommenden. „Habe ich nicht Grund zu Thränen? Mahnt es mich, trotz des stillen Glückes, das mir das Asyl des würdigen Herrn Baldini gewährt, trotz Deiner Liebe, die der Himmel mir beschied, doch noch immer an meine gute Mutter, die ich in Neapel begrub, an den Bruder, den vielleicht zeitlich und ewig Verlorenen, der, statt der Mutter und Schwester Stütze zu sein, das Haus floh, das ihn geboren, um seinen wilden Gelüsten fern über Meer und Land nachzugehen? Und muß ich nicht um Dich selber zittern, Roberto, den tapfersten Offizier des Königs Franz? Wie vielen Gefahren hast Du Dich schon ausgesetzt der Sache halber, der wir alle treu ergeben, — wie vielen gehst Du noch entgegen?“

„Ich stehe in Gottes Hand“, entgegnete der Offizier; „doch nicht lange mehr“ — düster war sein Antlitz — „brauchst Du für mich zu bangen, mein theures Mädchen. Nicht lange mehr kann sich das letzte Bollwerk des neapolitanischen Königreichs halten und ist es dahin, kann ich dem erhabenen Paare, das seine Krone trug, nicht mehr meine Dienste weihen, dann führe ich meine holde Braut zum Altar und schaffe meine kleine väterliche Besizung zur Stätte des reinsten Glückes für uns und für andere. Daran denke, Alma, das sei Dein Trost während meiner Abwesenheit, denn noch diesen Abend verlasse ich Herrn Baldinis Villa und kehre nach Gaëta zurück, meinem königlichen Herrn die traurige Kunde zu bringen, daß alles für ihn verloren, kein Arm, der noch helfen könnte, sich für ihn erhebt, und dann an seiner Seite das Schicksal zu erwarten.“

Das junge Mädchen ward bleich. „Nur wenige Stunden der Ruhe gönntest Du Dir an meiner Seite und schon willst Du mich wieder verlassen?“ klagte sie. „Aber Du hast unserm König den Eid der Treue geleistet, fern sei es von mir, Dir Deine Pflicht zu erschweren. Geh denn, Roberto; sobald Du fort, eile ich in den zerfallenen Gartenpavillon am Ende der Besitzung, dort in einem der Nebenräume habe ich ein wunderliebliches Madonnenbild entdeckt, keine Künstlerhand hat es gemalt, halb erloschen sind seine Farben und doch habe ich es so lieb gewonnen, blickt das Antlitz so mild und gütig, daß ich täglich zu ihm wallfahre. Ihrem Schutz will ich Dich empfehlen, Roberto, sie wird reinster Liebe Flehen gnädig sein.“

Das Gespräch der beiden jungen Leute ward durch das Erscheinen des Besitzers der Villa unterbrochen. Herr José Valbini war ein Mann in den Fünftzigern; seine Züge hatten einen milden, fast kindlichen Ausdruck; es war ein Antlitz, das keine Leidenschaften der Seele trübte, wenn anders seine unbegrenzte Hingebung für die Sache des Königs Franz nicht eine Leidenschaft zu nennen war, dem er bereits schwere Opfer mit freudigem Herzen gebracht. Mit freundlichem Lächeln begrüßte er das junge Paar. „So recht, mein Kind“, sagte er, die seine, weiße Hand auf Almas dunkelblondes Haar legend, — „die Ehre über alles, über alles die Treue. Glaube mir, kannst Du, des Nordens Tochter, auch nicht urteilen über des fremden Landes Politik, — Du darfst mir glauben, Dein Roberto dient keiner schlechten Sache.“

„Kann es ein Mann mit seinem Herzen, mit dem Eueren, Herr?“ rief Alma. „O meinest nicht, daß mir des Landes Wohl und Weh gleich sei, das ich seit fünf Jahren meine Heimat nenne. Als ich mit der teuren Mutter hier anlangte, die Verwandten aufzusuchen, die uns so lange schon gerufen, um der Schande zu entgehen, die meines Bruders Leichtsinns über unsern Namen



Die Ehre über alles, über alles die Treue.

in Deutschland gebracht, als wir sie, ein Opfer der herrschenden Epidemie, nur als Leiche antrafen, da waret Ihr es, edler Herr, der Euch der verlassenen Frauen annahmet; und als vor zwei Jahren mir die Mutter entrissen ward, da botet Ihr mir Euer Haus als das eines Vaterhauses. Als meinen Vater betrachtete ich Euch und in Eure Hand legte ich die Entscheidung, obwohl mein Herz längst gesprochen, da Roberto Ariano, der Freund Eueres Hauses, Euer verjüngtes Ebenbild in Handeln und Denken, um meine Hand warb.“

„Und ich willigte mit Freuden ein“, sagte der alte Herr gerührt. „Wollte Gott, mein Sohn gleiche Deinem Roberto. An meinem leiblichen Kinde habe ich der Freuden wenige; schon jung zeigte er ein so leidenschaftliches Temperament, daß meine Milde ihm gegenüber zur Schwäche geworden wäre. Ich sandte ihn, dem die leitende Hand der Mutter nicht vergönnt war, in ein Pensionat nach Turin. Als er der Schule entwachsen, trat er in den Dienst des Staates. Hätte ich ahnen können, daß Sardinien ausersehen, das Geschick Italiens zu ändern, — ich hätte nimmer meine Einwilligung gegeben. Als ich ihn zurückrief, den Bourbonen seine Dienste zu weihen, denen sein gan-

zes Haus in Treue ergeben, verweigerte er mir den Gehorsam. Freilich seit einiger Zeit sind seine Briefe herzlicher, er scheint, überwältigt vom Mißgeschick des unglücklichen Königspaares, sein Unrecht einzusehen, und soeben erhielt ich von ihm einen Brief, der noch für heute mir das Eintreffen meines Luigi meldet.“

Die Mitteilung des Hausherrn schien eben nicht angenehm auf den jungen Offizier zu wirken. „Und wird Luigi lange im väterlichen Hause verweilen?“ fragte er.

Valbini verstand ihn. „Seid unbesorgt, mein junger Freund“, sagte er. „Mein Sohn wird nicht vergessen, daß eines Valbini erste Pflicht Ritterlichkeit gegen Damen heißt. Ich hoffe, Ihr

werdet noch oft naunte
der so weni
vielleicht da
mein Sp

Raum p
entfernt
einem Aus
ein willkö
Kleidung,
um seine
sein Auge
noch nicht
und Leide
Alter er
Und do
femmer, de
stand er
wilden W
zu dem el
weißgevol
raute. Ra
sich ans
graue, m
hin, aber
ihm auf,
als die
Ein bo
„Ich
weg bes
zurückleg
das We
dafür, d
Alend bi
Er h
Kittscher
Fahrtwe
Der
dini
seinem
machte
lang Bl
„Wir
wort, „
dort ber
uns zu
Pforten
legenden
an ihm
überwälti
nicht um
Er hat

werdet noch Freunde werden, Roberto, — so oft nannte ich mich in Trauer um meinen Sohn, der so wenig meine Liebe begriff, kinderlos — vielleicht darf ich im Alter der Kinder drei an mein Herz schließen.“

Zweites Kapitel.

Kaum zehn Minuten von der Villa Baldinis entfernt hielt ein leichter offener Wagen, von einem Kutscher geführt; neben dem Lenker saß ein wildbärtiger Mann in abgeschabter, bestaubter Kleidung, dunkelblondes Haar fiel ungeordnet um seine Schläfen und wild und unstät blickte sein Auge. Er mochte das Ende der zwanziger noch nicht überschritten haben, aber Strapazen und Leidenschaften ließ sein Antlitz alt vor dem Alter erscheinen.

Und doch bei aller Wildheit hätte der Menschenkenner, der in der Züge Ausdruck der Seele Zustand erfaßt, noch eher Vertrauen zu dem finstern, wilden Manne auf dem Dienersitz gefaßt, als zu dem elegant gekleideten Herrn, der auf der weißgepolsterten zweiten Bank des Fuhrwerks ruhte. Kalte Berechnung und Herzlosigkeit prägte sich aus auf den schmalen gelblichen Zügen, das graue, matte Auge blickte gleichgiltig vor sich hin, aber hin und wieder flammte ein Blitz in ihm auf, der von tieferen Leidenschaften zeugte, als die Außenseite verriet.

Ein befehlender Ruf und der Kutscher hielt an.

„Ich werde mit meinem Diener den kleinen Weg bis zum Hause des Herrn Baldini zu Fuß zurücklegen“, sagte er, „führe das Gefährt in das Wirtshaus, laß das Tier ruhen und Sorge dafür, daß es zum Reiten oder Fahren bis zum Abend diensttuchtig ist. Du, Giacomo, folge mir.“

Er sprang vom Wagen, auch der bei dem Kutscher sitzende Mann stieg ab, beide sahen dem Fuhrwerk nach, bis es um eine Ecke verschwand.

Der kalte, vornehme Ton, in dem Luigi Baldini — denn dieser war der Ankommende — mit seinem Diener in Gegenwart anderer redete, machte einer weit freundschaftlicheren Behandlung Platz, sobald er mit ihm allein war.

„Wir sind zur Stelle, Giacomo“, nahm er das Wort, „es ist alles geblieben wie vor Jahren, dort der alte zerfallene Pavillon, dessen Räume uns zu Nacht dienen sollen. Hier muß das Pflörtchen in der Mauer sein, das in den entlegendsten Teil des Gartens führt, erproben wir an ihm die Kunst des Schlossers; werden wir überrascht, brauche ich im Eigentum meines Vaters nicht um eine Ausrede besorgt zu sein.“

Er hatte sich einer kleinen, von Schlingpflanzen

halb versteckten Thür genähert und öffnete sie. Vorsichtig schlich er, von Giacomo gefolgt, den Laubgang entlang, der zu einem kleinen, zerfallenen Gebäude führte, zu jenem Pavillon, auf den er seinen Diener aufmerksam gemacht.

„Wir wollen eintreten, die Thür ist unverschlossen, keiner kümmert sich um diesen Ort, wir werden ungestört sein“, sagte er, das Innere betretend.

Es war ein kleiner, kaum mit den notdürftigsten Möbeln ausgestatteter Raum, der sichtlich von seinem Eigentümer vernachlässigt ward. Herr Baldini betrat niemals den hintern Teil des Gartens, denn an der Thür des Pavillons ward einst seine Gattin vom Schläge getroffen und er mied die Erinnerung an jenes furchtbare Ereignis.

Nur von den oberen, nicht durch Läden bedeckten Fenstern drang ein ungewisses Zwielicht; der an Tageshelle gewohnte Blick fühlte doppelt die hier herrschende Dämmerung.

„Es ist alles, wie ich dachte“, sagte der Sohn des Hauses befriedigt, nachdem er flüchtige Umschau gehalten. „Und nun höre, welchen Plan ich im Interesse der Regierung, der wir beide dienen, ersonnen.“

„Was kümmert mich Regierung?“ meinte Giacomo unwirsch. „Ich diene dem, der am meisten zahlt, — augenblicklich seid Ihr das; was kümmern mich Eure Pläne? Gebt mir Gold — nur um Gold kann ich vergessen, — Gold ist Leben, Glück, Familie, alles —“

„Und Gold soll Dir werden, befolgt Du treu mein Gebot. So höre: Diese vier Briefe trägt Du zu den Männern in der Umgegend, deren Namen Dir die Aufschrift zeigt. Es sind Freunde der Regierung; ich wünsche Zeugen zu haben, daß ich in ihrem Interesse gehandelt. Hast Du den Auftrag erfüllt, so kehrt Du auf dem Wege, den wir gekommen, an diesen Ort zurück und wartest meine weiteren Befehle wegen jenes Burschen, der während meiner Abwesenheit hier den Herrn zu spielen scheint und meinem schwachen Vater sein Vermögen für eine verlorene Sache abzwackt. Er hat keine Ahnung, daß ich ihn in Turin erkannt, daß ich seine Sendung durchschaut und in derselben Stunde wie er die Hauptstadt verlassen habe. Er wird noch heute, nachdem er seine Braut begrüßt, die Villa verlassen. Wichtige Papiere birgt seine Briefftasche, die er nach Gaëta mit sich nimmt; wir werden aus ihnen die Anhänger der Bourbonen in Turin erkennen. Diese Papiere, Giacomo, mußt Du mir verschaffen, in Güte oder Gewalt. Dreihundert Lire (Franken) für die Beute.“

Des Mannes Antlitz nahm einen Ausdruck der Freude an. „Ihr sollt sie haben; benachrichtigt mich nur, ehe der schmucke Bursche das Nest verläßt, — unterwegs hefte ich mich an ihn, — ich hoffe, es geht in Frieden ab; Ihr habt ihn mir gezeigt, als er an uns vorbeisprenge — er gefällt mir; es wäre schade um das junge Blut, machte er mir zu schaffen, — doch nun will ich Eure Befehle vollziehen. Euch treibt doch gewiß die Sehnsucht zu Eurem Vater, den Ihr seit Jahren nicht gesehen, nicht wahr?“

Er lachte höhnisch auf. Ein Zornesblick traf ihn aus den Augen Luigis, des jungen Mannes Faust ballte sich, aber dennoch blieb sein Zorn stumm.

„Ich habe nie ein Vaterhaus gekannt“, sagte er kurz, „was weißt Du von Gefühlen des Herzens? Geh' und thu', wie ich Dir aufgetragen.“ Mit diesen Worten entfernte er sich in der Richtung des Hauses. Giacomo blieb zurück, mit beiden Händen bedeckte er sein Antlitz.

„Was ich von Gefühlen des Herzens weiß“, wiederholte er in dumpfer Verzweiflung, „ich habe ein Vaterhaus besessen und stieß es von mir — nun ist alles verloren, alles. — Gold allein kann mir Ersatz geben und Du sollst es mir liefern, nicht umsonst will ich Dir meine Seele verkauft haben.“

Während des Selbstgesprächs des Zurückgebliebenen hatte Luigi Baldini seinen Weg fortgesetzt. Nun drangen Stimmen an sein Ohr. Am Hause saßen drei Menschen in innigem Verein, deren Seelen harmonisch zusammen klangen, — sein Vater und das junge Brautpaar. Vor ihnen stand ein Tisch, eine Flasche edlen Weines und Früchte in krystallener Schale hoben sich von dem weißen Tuch, das ihn bedeckte.

Eben hob der alte Herr das Glas. „Auf das Wohl des edlen, schwergeprüften Paares“, sagte er, „auf das Wohl des letzten Königspaares von Neapel.“

Die Gläser klangen aneinander, aber plötzlich glitt der Krystall aus des jungen Mädchens

Hand, während ein unwillkürlicher Schauer ihre zarte Gestalt erbeben ließ. Sie hatte ihr gegenüber zwischen den Büschen zwei Augen auf sich gerichtet gesehen, die mit unbeschreiblichem Ausdruck auf ihren Zügen ruhten.

„Dort — dort —“ stammelte sie, in die Richtung deutend, wo sie die Erscheinung bemerkt hatte. „Am Gottes willen, was ist Dir?“ riefen Herr Baldini und Roberto aus einem Munde.

Alma versuchte sich zu sammeln — die Erscheinung war verschwunden. „Nichts“, sagte sie, — ein Schwindel — es ist schon vorüber.“

Bestürzt blickten die Männer sich an, aber bald waren sie beruhigt, denn das junge Mädchen schien, obwohl mühsam, ihre Heiterkeit wieder

zu gewinnen, — aufs neue klangen die Gläser aneinander.

Da eilte die hagere Gestalt Luigis den Baumgang entlang.

Der alte Herr sprang auf.

„Mein Sohn, er überrascht mich, — er kennt noch die alten Wege — willkommen, tausendmal willkommen.“

Eine innige Umarmung vereinte die beiden Baldini. Prüfend schaute Roberto in das Antlitz des Heimgekehrten, doch was er darin las, schien ihm wenig zu behagen. Alma aber lehnte aufs neue totentbleich in ihrem Sessel.

„Diese Augen“, flüsterte sie tonlos — „ich kenne sie — dieselben sind es, die mich anstarrten — war es Wirklichkeit, was mir geschah? Gott schütze uns und die heilige Madonna bewahre uns vor der Macht des Bösen!“

Aus seines Vaters Armen machte sich Luigi los und wandte sich zu Alma.

„Ich hörte Gläserklang bei meinem Kommen“, sagte er galant, „lassen Sie auch mich ein Wohl ausbringen, Fräulein, das Wohl der Anmut, die mir als freundliches Willkommen entgegentritt.“

„Und ich füge hinzu, das Wohl der Freundschaft, die uns verbinden soll“, rief Baldini. „Robert Ariano und Alma Wöhlert, die Tochter



Hand in Hand stand das junge Brautpaar zum letzten Abschied.

des Nordens —, Du kennst beide aus meinen Briefen.“

„Und hoffe, mich ihres Zutrauens würdig zu machen“, sagte Luigi, sich vor Alma verneigend und dem Offizier die Hand reichend. „Herr Roberto, Ihr seid ein treuer Freund Eures Königs — Ihr werdet ihm den zu seiner Sache Zurückgekehrten empfehlen. Ich habe von der sardinischen Regierung meine Entlassung erbeten.“

„So recht“, rief der Herr des Hauses, „ich wußte ja, mein Sohn müßte zu den Ueberzeugungen zurückkehren, denen seine Väter anhängen.“

„Ich will Euch glauben“, entgegnete Roberto gemessen, „so wenig Freunde darf der König Franz noch sein nennen, daß Zweifel in Euren Worten Unrecht wäre. Noch heute kehre ich nach Gaëta zurück, ich werde Sr. Majestät Ihren Namen nennen.“ — Fast wie ein Lächeln glitt es durch Luigis Züge bei diesen Worten.

Alma, die kein Auge von ihnen gelassen, erbehte. „Schütze ihn, Madonna“, rang es sich empor aus ihrer Brust im stummen Gebet, — „dieser Mann will ihn verderben!“

Drittes Kapitel.

Der Abend war gekommen. Der Dämmerung Schatten senkten sich hernieder zur ermateten Erde wie leichte Schleier. Mit stärkeren Düften, mit heimlicherem Rauschen begrüßten Blumen und Bäume die nahende Nacht und in den Myrthenbüschen stöteten die Vögel ihr abendliches Lied. Ein süßes Schauern ging durch die Natur und höher auf schwall das Menschenherz.

Vor der Villa des Herrn Baldini hielt der Diener des Hauses das Pferd Roberto Arianos, — Hand in Hand stand das junge Brautpaar zum letzten Abschied, ehe den Soldaten die Pflicht entführte. Das junge Mädchen barg ihre Thränen nicht, auch der Offizier fühlte sich seltsam beklommen.

„Sei stark, Alma“, sagte er, sich zur Fassung zwingend, „ich ahne, was Dich bedrückt, es ist die Anwesenheit des Sohnes unseres teuren Wirtes. Auch ich traue diesem Luigi nicht und lasse Dich ungern in seiner Nähe. Sobald ich in Gaëta, erbitte ich den Schutz der Königin. Besser in einer belagerten Festung, als mit diesem unheimlichen Menschen länger unter einem Dache. Und nun leb wohl, in den Schutz der heiligen Jungfrau stelle Dich — sie wird uns nicht verlassen.“

Er bestieg sein Pferd, noch ein letzter Gruß, ein letztes Winken, und die Schatten der Dämmerung hatten ihn umhüllt. Schon lange waren

Reiter und Roß verschwunden und noch immer stand Alma, ihnen nachstarrend, auf demselben Fleck.

„So traurig, schönes Fräulein?“ tönte eine Stimme an ihr Ohr. Sie schrak empor. Luigi Baldini stand hinter ihr.

„Verzagen Sie nicht“, fuhr er lachend fort, da das Mädchen stumm blieb, „— ich werde versuchen, Sie zu trösten — daß Ihnen die Zeit nicht lange dauere, bis zur Wiederkehr Ihres Verlobten, wenn anders ein Soldat von Wiederkehr sprechen darf.“

„Ich danke Ihnen“, entgegnete Alma, sich abwendend. „Hoffnung und Gebet sind mein Trost, vergönnen Sie einer betäubten Braut, dieselben in Einsamkeit und Stille zu suchen.“

Sie entfernte sich in den Garten, ohne dem jungen Mann weitere Beachtung zu schenken.

Luigis Augen schossen Blitze. „Du sollst diese Stunde bereuen“, sagte er dumpf vor sich hin.

Zu dem zerfallenen Pavillon lenkte Alma Wöhlert ihre Schritte; sie öffnete die unverschlossene Thür und betrat das Innere des kleinen Raumes.

In seiner Mitte lag ein zusammengeballtes Blatt Papier, wie achtlos weggeworfen. Wer mochte es dorthin geworfen haben? — sie wußte, daß außer ihr und höchstens dem alten Diener keiner zum Lusthause kam.

Sie hob das Papier auf, dann trat sie in den Nebenraum. Es war fast nur eine Zelle zu nennen, dem Umfange nach, aber traulich hatte sie die Frömmigkeit zu schmücken verstanden.

An der Wand hing ein großes Madonnenbild, das Kind Jesu in ihren Armen haltend, kunstlos gemalt, aber von rührendem Ausdruck; vor dem Bilde erhob sich ein mit einer Linnendecke behangener Tisch, der eine Vase mit duftenden Blumen und zwei Leuchtern trug; wie an einem Altar lud es zum Beten ein.

Das heilige Kreuzeszeichen machte Alma beim Eintritt in ihr kleines Heiligtum, dann entzündete sie eine der Kerzen und entfaltete das gefundene Papier; es enthielt nur wenige Zeilen: „Giacomo, — er muß sterben, um jeden Preis — er ist mir im Wege. Ich verdopple den Preis!“

Sie kannte nicht die Hand, der Brief trug keine Unterschrift und doch so groß war ihr Argwohn, so beängstigend ihre Ahnung, daß sein Inhalt sie wie ein Dolchstich traf.

Nieder warf sie sich vor dem Bilde der Jungfrau. „Kette, Heiligste, rette!“

Was wars, das plötzlich im Nebenraum laut ward? Ihr Blut erstarrte, sie hörte Tritte,

Männerstimmen flüsternten, — was sollte sich an dem unbefuchten Orte vollziehen!

Mit rascher Ueberlegung blies sie die Kerze aus — noch hatte man sie nicht bemerkt, dagegen konnte sie durch eine Spalte der Thüre in den äußern Raum blicken.

Vier Männer standen in seiner Mitte, das Licht einer mitgebrachten Laterne, die sie auf ein altes Postament in einer Nische gesetzt hatten, beleuchtete ihre Züge, — Alma erkannte Bewohner der Umgegend, die ihr Valbini als Gegner der Sache des Königs Franz bezeichnet hatte.

Wenige Minuten später, und ein neuer Gast betrat den Raum — es war Luigi Valbini. Auf ihr Herz preßte das Mädchen die Hand, als ob sein lauter Schlag sie verrate.

„Freunde“, nahm Luigi das Wort nach kurzer Begrüßung. „Ihr seid mir als Anhänger der sardinischen Regierung bekannt, der auch ich meine Dienste geweiht, sie wird Euren Eifer zu belohnen wissen. Ich beschied Euch hierher, um Zeuge zu sein, daß durch meine Thätigkeit wertvolle Dokumente in unsere Hände gelangten. Diesen Abend hat ein bourbonischer Offizier diese Villa verlassen, um sich nach Gaëta zu begeben, wichtige Papiere trägt er bei sich; er wird sie nicht an ihre Bestimmung bringen; sein böser Engel ist hinter ihm, durch mich gesandt, noch in dieser Nacht sind sie unser und ihr Besitzer ruht starr und stumm an einer entlegenen Stelle, meines treuen Giacomo Messer im Rücken.“

„Ein Mord?“ — Der Älteste der Männer ergriff das Wort: „Weiß die Regierung um Euren Plan, Herr?“

„Ich handle auf eigene Faust, sie wird mir danken, wenn die That geschehen.“

„Sie wird Dir fluchen, Mörder, wie ich Dir fluche!“

Vor den erschreckten Männern stand Alma, wie im Fieber leuchteten ihre Augen.

„Verrat!“ Aus einer Brusttasche riß Luigi eine Pistole, aber ehe er abdrücken konnte, war

sie ihm entschwunden — hinaus stürzte Alma, der Boden schien ihr unter den Füßen zu brennen, während die Männer sich von dem Glenden verächtlich wandten, — sie dienten einer Partei, — keinem Mordgesellen!

„Feiglinge!“ grollte Luigi ihnen nach, „— ist das Euer Eifer — sie gehen zu meinem Vater, — hier ist keine Stätte mehr für mich. Nur einen Trost habe ich: die Rache. Giacomo wird seine Pflicht thun.“

* * *

Hernieder hatte sich die Nacht gesenkt, am tiefblauen Himmel funkelten viel tausend Sterne, und ein treuer Wächter der schlummernden Erde,

war des Mondes Silberscheibe aufgezogen am Firmament; friedliche Stille allüberall in den Landen, selbst der Festung Kanonen waren verstummt — ermattet von des Tages Last und Mühen ruhten die tapferen Verteidiger Gaëtas. Nur das Königspaar wachte in schmuckloser Zelle, erwartungsvoll des ausgesandten treuen Boten harrend, von dessen Bericht es abhing, ob es noch eine Hoffnung gab für einen wankenden Thron. Des Wegs daher kam ein Reiter in mächtigem Schritt, es war Roberto Ariano. Er mochte das Tier nicht anspornen, ihm wars, als fürchte er, durch rascheres Tempo



Sie wird Dir fluchen, Mörder, wie ich Dir fluche!

den Frieden der Nacht zu stören, die ihn mit seinem ganzen Zauber umfing. Von fernher läutete die Glocke eines Klosters an sein Ohr und mit ihren Klängen zog Ruhe und stilles Glück in seine bedrückte Seele. Seinen Gedanken überließ er sich, sie führten ihn zur geliebten Braut, und lichte Bilder der Zukunft stiegen in seiner Seele auf.

Plötzlich schaute sein Roß, der junge Reiter blickte wie aus einem Traum erwachend empor; am Wege saß auf einem Stein ein wüst aussehender Mann in einen Mantel gewickelt, ein voller rötlicher Bart umgab das unschöne Antlitz, von den Furchen eines wilddurchstürmten Daseins durchzogen. Neben ihm stand ein Pferd und zapfte

an den Gräsern, mit denen die aufsteigenden Seitenwände des Weges bewachsen waren.

„Verzeihung, Herr“, — ehrerbietig zog der Fremde den Hut, während Roberto mißtrauisch die Hand an seine Waffe legte, — führt dieser Weg nach Gaëta?“

„Er führt dorthin, — habt Ihr ein Gewerbe in der Festung? Es dürfte schwer halten, hinein zu gelangen.“

„Ich habe ein Gewerbe in Gaëta“, entgegnete der wild aussehende Mann, — mich selber zu bringen und meine Treue. So wenig es sein mag, ein Arm mehr kann immer nützen und der meine gehört nicht zu den schlechtesten.“

Unwillkürlich mußte Roberto lächeln. „Das sehe ich“, sagte er, „und weshalb stellt Ihr Euch, wenn Ihr wirklich der Sache des unglücklichen Königs Eure Kraft weihen wollt, erst jetzt!“

„Weil ich ferne von Italien war, Herr; heimgekehrt, vernahm ich von meinem alten Vater, einem treuen Anhänger des Königs Franz, was geschehen und machte mich sofort auf den Weg.“

Prüfend blickte Roberto in die Züge des Redenden. „Ihr seid ein Italiener, sagt Ihr? Seltsam, Euer Antlitz spricht nicht dafür — es erinnert mich entfernt an ein Wesen — man sollte meinen, Ihr wäret ein Deutscher.“

„Ihr seid nicht der erste, der mir das sagt, Herr“, entgegnete der Mann, sich abwendend.

„Doch mir kanns gleich sein“, meinte Roberto, „Ihr kennt die Richtung nun, lebt wohl, mich drängt die Zeit.“

Gewandt schwang sich der zweite auf sein Pferd.

„Darf ich mit Euch des Weges ziehen, Herr?“ fragte er, man reitet besser zu zweien, und nicht geheuer von Räubern soll diese Gegend sein.“

„Die Straße ist nicht für mich allein“, erwiderte Roberto, „ich kann Euch nicht hindern. Aber“, fügte er hinzu, „ich benachrichtige Euch, daß ich nichts von Wert, wohl aber gute Waffen bei mir führe und jede Eurer Bewegungen scharf bewache.“

Der Mann lachte. „Ihr traut mir nicht, — ich kanns Euch nicht verdenken, ich hoffe, Ihr sollt anders von mir denken.“

„So kommt. Ich habe zweifelhafte Gesellen noch lieber mir zur Seite, als hinter mir.“ —

Die Reiter setzten ihre Pferde in Bewegung, vorwärts ging es durch die stille Nacht. Beide sprachen nicht, ab und zu blickte der angebliche Anhänger des Königs Franz seinem Gefährten ins jugendfrische Antlitz; etwas wie ein Ausdruck von Teilnahme leuchtete aus den verwitterten Zügen, aber bald genug verlor er sich und abgerissene Worte drangen wie ein Selbstgespräch aus der breiten Brust empor.

„Ich möchts nicht thun, — er hat etwas, das ihn mir lieb macht — und doch — sechshundert Franken — das erstemal — und gerade dieser —“



Roberto — Mutter Gottes, schütze ihn —!

Auch Roberto hatte seinen Gefährten nicht aus den Augen gelassen, von seinem Selbstgespräch verstand er natürlich nichts und keine verdächtige Bewegung war ihm aufgefallen. Mit seinem guten Herzen fing er an, sein anfängliches Mißtrauen zu bereuen. Er begann einige Worte mit dem ihm aufgedrungenen Begleiter zu wechseln, — ein kurzes Gespräch entspann sich, der Fremde zeigte sich harmlos und vertrauensvoll und mehr und mehr wurde des jungen

Offiziers Argwohn beschwichtigt.

Nach und nach verstummte die Unterhaltung, zurück sank Roberto in die Welt der Gedanken, die ihn vorher umfingen, — so still war die Nacht, so friedlich wie ein Tempel Gottes; von seinem Hauch durchweht, umgab sie die Natur, des Himmels Augen schauten auf sie herab, — konnte in solcher Umgebung eine Menschenseele Böses planen? Mehr als einmal schon hätte sich zu einem Ueberfall Gelegenheit geboten, — er war nicht ausgeführt worden.

Weiter ging der Ritt die gewundene, berganföhrnde Straße entlang, Anhöhen bald erhabener aufragend, bald niedriger, schlossen sie von beiden

Seiten ein. Näher schallte des Klosters frommes Geläute.

Was glänzte dort in der Nische am Fuß einer der kleinen Erhebungen den Männern entgegen wie ein Gebilde aus flüssigem Silber? Es war ein Bildnis der Mutter Gottes in Holz geschnitten, das des Mondes Silberstrahl wie mit einer Glorienverklärung umgab. Der junge Offizier hielt sein Ross an. — Es war, als ob eine unwiderstehliche Macht ihn zu diesem Gnadenbilde dränge, als ob der Arm der hl. Königin des Himmels ihn zu sich winke. Er wußte, daß daheim die geliebte Braut zu der Erhabenen des Herzens Flehen richtete, im Geiste wollte er sich mit ihr vereinen — wollte beten für ein anderes junges Paar im Glanz der königlichen Krone und doch sorgenbeladener, als der Aermste ihres entschwundenen Reiches.

Er wandte sich an seinen Gefährten. „Wir wollen hier Halt machen“, sagte er, „nicht an der heiligen Himmelkönigin vorbeiziehen, ohne ihr unsere fromme Andacht dargebracht zu haben. Seht, wie des Mondes Strahl verklärt auf ihren Zügen ruht.“

Der andere lachte spöttisch auf, als er den jungen Offizier vom Pferde steigen sah, doch folgte er dessen Beispiel.

„Ein Soldat und beten?“ fragte er höhniisch — „meint Ihr, daß Kronen sich durch Rosenkranz und Ave Maria stücken lassen?“

Ernst sah ihn Roberto an. „Was ist es“, erwiderte er, „das Gaëtas tapfere Verteidiger erhebt und stärkt, was dem Streiter für eine edle Sache Vertrauen leiht und seinen Arm kräftigt? Es ist der Glaube, des Herzens inbrünstiges Gebet. Und wenn er unterliegt, ist's abermals der Glaube, ist's abermals das Gebet, das ihm sein Unglück tragen hilft — er weiß, nicht seine Schuld, der Wille Gottes lenkte den Ausgang, der Wille, der durch schwere Prüfung zum Triumphe führt. So bete ich, Freund, und solchen Gebets braucht kein Soldat, selbst der tapferste, sich zu schämen. — Und Ihr, habt Ihr das Beten denn verlernt?“

„Ja“, tönte es dumpf aus des Mannes Brust; „auch ich habe einst gebetet und gefleht, ein Bereuender, das Teuerste wieder zu finden, was ich auf Erden besaß — die Madonna hörte mich nicht — seitdem bete ich nicht mehr.“

„Ungläubiger“ — rief Roberto — „und weil nicht gleich Dein Verlangen sich erfüllte, zweifelst Du an der Macht der Himmelkönigin? An dieser Stelle muß sie weilen, — zur Andacht

stimmt des Klosters frommes Läuten — mit mir eine Dich im Gebet, glaubend, vertrauend.“

Entsetzlich zuckte es im Antlitz des Mannes. „So mag sich denn Dein Glaube bewähren“ — schrie er, „— sechshundert Franken für eine Kugel in Deine Brust, ich verdiene sie mir!“

Mit Blitzesschnelle riß er eine Pistole hervor — hell funkelte der Lauf im Lichte des Mondes.

„Roberto — Mutter Gottes, schütze ihn —!“

Durch die stille Gegend donnerte der Schuß, — er hatte sein Ziel verfehlt; unwillkürlich empoblickend zur Anhöhe über dem Gnadenbilde, woher die Stimme erschallte, war der Mörder zurückgetaumelt, der Schuß ging in die Luft, er selber aber schlug schwer, wie vom Blitz getroffen, zu Boden. „Allgerechter Gott, meine Schwester!“

Wie betäubt stand der junge Offizier da, zu mächtig stürmte das unerwartete Ereignis auf ihn ein, — eine Traumerscheinung dünkte ihm die Anwesenheit Almas zu nächtliger Stunde an diesem entlegenen Orte.

Aber es war kein Traum, den nächsten abwärtsführenden Pfad hernieder eilte das junge Mädchen — nun war sie unten — nieder warf sie sich in inbrünstigem Gebet vor dem Bilde der Jungfrau.

„Dir die Ehre, Madonna“ — rief sie — „Du hast ihn gerettet!“

„Alma“ — mühsam fand Roberto seine Worte — „Du hier, was bedeutet alles dieses?“

„Daß der Tod hinter Dir lauerte und die Madonna schützend ihre Hände breitete über unser Glück.“

In fliegender Mitteilung berichtete sie dem Verlobten, was geschehen. Als sie den Pavillon verlassen, habe nur ein Gedanke ihre Seele beherrscht, — den Bräutigam zu retten. Mit der Gegend vertraut, war ihr bekannt, daß die Höhen entlang ein weit näherer Pfad als der Reitweg nach Gaëta führe. Einen Mantel umgeworfen, der ihre Gestalt verhüllte, das Haupt mit einem Schleier bedeckt, eilte sie vorwärts. Keine Furcht kannte ihre Seele — der Glaube lieb ihr Stärkung — er hatte sie nicht getäuscht.

„Ja“, sagte Roberto tief ergriffen, „es giebt noch Wunder, — was anders als ein Wunder war es, das die tödtliche Waffe von mir lenkte und den Mann, der zum Mörder werden wollte an mir, in den Staub warf? Doch des Feindes nicht zu vergessen, ist unsere Pflicht — seiner uns anzunehmen, sei der Heiligsten unser erster Dank.“

Er trat zu dem regungslos Daliegenden. „Erhebet Euch“, sagte er mit milder Stimme, „ich

weiß, nichts mehr zu fürchten habe ich von Euch, — und was Ihr gethan, sei Euch vergeben.“
Beinahe furchtjam erhob der starke Mann das Haupt. „Ist sie fort?“ fragte er leise. —
„Fort, wer —?“

„Die Erscheinung, die mir die Himmelkönigin sandte, daß nicht ein Mord meine Seele beflechte, — meine Schwester — Alma Wöhlert.“

„Alma Wöhlert, Deine Schwester? Kleingläubiger, nicht länger zweifle an Gottes Macht, — keine Erscheinung war es, was Deinen Augen sich bot, — sieh hin — dort steht sie selber, die uns beide gerettet — es ist meine Braut.“

Taumelnd schleppte sich Giacomo bis zu dem jungen Mädchen. „Alma — erkenne mich, fluche mir nicht — Wilhelm bin ich, — Dein unglücklicher, verloreener Bruder.“

„Wilhelm!“ schrie Alma auf, „— nein, nicht verloren bist Du, so lange noch die Reue Dein Herz bewegt. Unsere Mutter segnete Dich und verzieh Dir sterbend, und ich sollte Dich von mir stoßen?“

Zu den Füßen des jungen Mädchens lag der wüste Mann. „Die Reue — ja schon einmal, dahinstürmend auf wilder Lebensbahn, hat sie mich gepackt und zur Stätte getrieben, die ich einst meine Heimat nannte, — ich wollte ein anderer werden! Aber Mutter und Schwester waren fort, keiner wußte wohin, sie waren geflohen, die Schande zu verbergen, die ich durch meine tollen Streiche über sie gebracht. Da verlor ich den Glauben, die Hoffnung, nur dem Golde wollte ich dienen, gleichviel um welchen Preis. Manche Sünde beschwert mein Gewissen, doch rein von Blut war meine Hand bis heute — daß sie es ferner bleibt, der gnadenreichen Jungfrau verdanke ich's, die den Zweifler belehrt, die dem reuigen Sünder vergiebt.“

„Und ihrem Dienst“, rief das junge Mädchen tief ergriffen, „dem Dienst des Heiligen und Guten sollst Du Dich ferner weihen. Hörst Du der Glocke Mahnung vom Kloster her? Dir

ruft sie, — dorthin zur heiligen Schwelle walle und bitte die frommen Bewohner um Dienst. Je schwerer er sein mag, um so leichter wird Dir einst vergeben.“

„Ich will's, ich will's“, entgegnete Wilhelm, „Deine Hand leite mich zum heiligen Asyl, das auch für Dich wohl Obdach einer Nacht bietet. Nicht zu dem Hause Valbinis sollst Du kehren, — Du warst Ursache, daß ich Roberto töten sollte. Nicht verlangte Luigi Valbini nach Deines Verlobten Leben, ehe er Dich gesehen — im Pavillon fand ich die Zeilen seiner Hand, die ich achtlos von mir warf, nachdem ich sie gelesen.“

„Heil der Madonna!“ rief Alma, „die uns alle so wunderbar beschützt. Sie war es, die mein Flehen erhört. Zu ihr erhoben sei der Dank unserer Herzen.“

Nieder auf die Kniee sanken die Vereinten, — noch immer läutete die Glocke des Klosters, ein sanfter Hauch, wie ein Gruß der Ewigkeit, umspielte der Andächtigen Stirne und ihnen wars, als blicke das verklärte Antlitz der Madonna lächelnd hernieder zu ihnen — segnend die Vertrauten den Reuigen verzeihend.

* * *

Wenige Tage später weilte das Königspaar Neapels fern von Italien. Gaëta war gefallen, seine letzte Zuflucht. Mit Thränen entließ es seine Getreuen, vor allen Roberto Ariano, ihres Dienstes.

Auf einer freundlichen Besitzung, zurückgezogen vom lauten Treiben des Lebens, weilt der ehemalige Offizier an der geliebten Gattin Seite, — die Armut preist ihren Namen und des Hauses Segen ist ihnen erblüht. Liebliche Kinder verschönen den reinsten Bund der Herzen. Sie sind der Stolz des Klosterbruders, der, Kranken und Armen Hilfe spendend, unablässig das Land durchstreift, keine Ruhe kennend, keine Rast. Wilhelm Wöhlert, der einst so wüste Mann, er hat den Frieden gefunden.

Herr Valbini konnte den furchtbaren Schlag



Alma — erkenne mich, fluche mir nicht.

nicht überwinden, den seines Sohnes Verrat ihm zugefügt, er stiehe dahin und starb bald, dem jungen Ehepaare sein Vermögen hinterlassend, denn Luigi war ihm vorangegangen im Tode. Von der Regierung entlassen, trieb er sich in schlechter Gesellschaft umher, — in einem Kaufhandel büßte er sein Leben ein. —

In Ehren hielten Roberto und Alma Herrn Valdinis Andenken; das ihnen zugefallene Erbe aber weihten sie frommen Zwecken, nur eines behielten sie, jenes schmucklose Bild, vor dem einst die zagende Braut in bangen Schmerzen und doch in hohem Vertrauen auf der Ewigen Hilfe gekniet, — das Bild der Madonna!

Ein merkwürdiger Fang.

Es war etwa in der Mitte der 30er Jahre, als ein höherer Offizier, Vorsteher einer rheinischen Militärschule, mit einer kleinen Schar von Jünglingen derselben an einem schönen Sommerabend in einem Gasthaus der Stadt Rüdeshheim am Rhein einkehrte, um sich und seine Pflegebefohlenen nach einem ermüdenden Ausfluge etwas zu erfrischen. Es war augenblicklich niemand in der Gaststube als ein junger Referendar, der sich, wie es schien, den feurigen Rüdeshheimer schon hatte munden lassen, denn er befand sich bereits in sehr heiterer, angeregter Stimmung. Man plauderte und scherzte ein Weilchen und schließlich schlug der junge Mann dem Offizier eine Rahnfahrt auf dem Rhein vor, um die helle Mondnacht so recht nach Herzenslust auskosten zu können und nach dem schwülen Tage der köstlichen Frische auf dem Wasser zu genießen. Wäre der Offizier allein gewesen, so würde er vermutlich unbedenklich eingewilligt haben, allein er war verantwortlich für das Wohl der ihm anvertrauten Jünglinge, und aus diesem Grunde mußte er diesen Vorschlag zwar höflich, aber bestimmt ablehnen. Der junge Hitzkopf aber ließ sich dadurch in seinem Vorhaben nicht beirren: er hatte sich diese verführerische Rahnfahrt einmal in den Kopf gesetzt und ausgeführt mußte sie werden — wenn nicht in Gesellschaft, so allein. Er stürmte daher fort, dem Strome zu. Der Offizier, dem denn doch die Sache unter den obwaltenden Umständen nicht ganz geheuer schien, entschloß sich daher, seine Schutzbefohlenen für kurze Zeit sich selbst überlassend, wohl oder übel, dem jungen Tollkopf sofort zu folgen, um möglicherweise ein größeres Unheil zu verhüten. Und zum guten Glück! denn bereits hatte der

junge Stürmer rasch einen lebigen Kahn von seiner Kette gelöst, war hineingesprungen und wollte soeben das Ruder ergreifen, als ihn plötzlich ein Schwindel befiel und — plumps! da war er auch schon im kühlen Wellenbade verschwunden; doch eben so rasch war der Offizier ihm gefolgt, tauchte unter, und was zog er heraus — ? Einen künftigen deutschen Reichstanzler — Herrn Otto von Bismarck-Schönhäusen. E. M.

Künstlerstolz.



„Herr Bum, halten Sie doch Takt mit der großen Trommel und nicht so laut, wenn ich bitten darf.“ —

„Herr Direktor, die Trommel ist mein Eigentum, da kann ich drauf schlagen, wann und wie ich will!“

Auf die Art.

Der Michel will eines Morgens im Frühjahr seinen Gaul zum Acker einspannen, da findet er ihn tot im Stalle liegen. Voll Unwillen ruft der Bauer aus: „Auf die Art ist's freilich leicht Gaul sein! Im Winter läßt man sich füttern und im Frühjahr, wenn die Arbeit angeht, wird mir nichts dir nichts krepirt.“

U Jugendschdreech.

Humoreske in Pälzischem Dialekt von M. Barad.

Wann kleine Buwe Lumbeschdreech mache, so lacht mar driwer und sächt: „Jugend hot halt keen Jugend“. Nach wann junge Mädcher hie un da Bosse mache, is's nett und mar hot fein Bläfirvergünte dran. Wann awer e aldi Jungfer noch jung dhun und Schbäfscher un Schbringelcher mache will, so is des nimmer schön und derntwege gunt's als aach die ganz' Welt so 'me alde Reibeise, wann'r so'n „Jugendschdreech“ vergroot*) un wann se hinnenooch d'rdoch in Schwulibade**) kummt. So is's aach gewest,

wie die Freete Hulda Siefmaier „im jugendliche Zweremuth“ — wie se g'sagt hot — 'n Schdreech gemacht hot un d'rmit reing'falle is, daß's e Art g'hatt hot. Herrgott, was hot mar selwigsmol gelacht un was hot mar sich iver „des achtedreißigjährig Gänsche“ luschdig gemacht! Jesses, Jesses, wann ich dob'ran denk', wie die hinnenooch gehzt worre is — 's is meiner Seel' aach nimmer schön gewest! Awer recht g'schehe is's dem alde Lachder doch, des werd e jeder sage, wann ich die G'schicht verzähle dhun! 's is anno Acht- odder Neineßwezig gewest — ich weef's nit mehr recht — do hot in unserer

Stadt e aldi Wittfraa mit Name Siefmaier ime Haus in der Sunnegass' gewohnt, wo'r als Erbschaft vume Better zug'falle is. Ihr Mann, e Regischdrater odder so was, is schon lang dobt gewest un außer dem Haus un ihrer kleine Pension hot se hinne un vorne nig g'hatt, als e Tochter, „die hold' Hulda“, wie mar se in der ganze Stadt g'heeße hot, e iwerschbanni aldi Jungfer, wo awer alsefort so jung gebhan hot, wie wann se

erscht kunfermirt worre wär! Schön is se grad nit gewest, awer — moget wie'n derrer Bohne-schbecke. Des hot se awer gut zu masgire gewist, dann Watt' un Berg is grad nit for umesunschtforsunne gewest for se, un wem'mar se als Sunn-dags, ufgebukt wie'n Schlittegaul, uf der Barad' bei der Milidärmuffich hot rumbänzle sehe, so hätt' mar se — vun weitem nadierlich, wo mar ihr g'schminkt's un angemolts G'sicht nit g'sehe hot — meintswege for Ausgangs Zwanzig halte könne. Dob'rus hot's awer aach die ald' Gans

nor eenzig un alleen abg'sehe g'hatt, dann wiewoll sie ihrem Alder nooch zärdliche Anwandlungen längsch hätt' iverwunne have könne, so hot se halt doch alsefort noch e waarm's Herz g'hatt — was wörtlich genumme freilich unner dem viele Watt' keen Wunner gewest is — un ihr eenzig's Ziel und Beschdrewer is gewest, sich in ihre alde Dage noch'n Mann zu angle. Derntwege is se aach alli Lageblick in'n Annere verschosse gewest — alt's un derr's Holz brennt jo, wie Schdroh, glei lichderloh — awer Feder hot nor sein Schbuhze*) mit'r gedriwe un 's is nie Keener kumme, wo emol



Die hold' Hulda.

Ernscht gemacht un „die hold' Hulda“ vun ihrer alde Jungferschaft erlöst hätt'.

Noochenanner hot se so mit'm Doktor Groß un'm Abedeger Miller, d'rhernoochder mit'm Professer Schmidt un schließlich gar noch mit'm alde Zappe, 'm Organischt an der Johannisferch, geliebängelt, un wie's mit alle bene nig gewest is, hot se a Nag uf de neie Polizei-Amtmann g'hatt un — wiewoll se fascht sein Mutter

*) Bergeraten = mißlingen.

**) Unannehmlichkeiten.

* Scherz, Rederei.

hätt' sein könne — hot se halt ang'fange, Jagd uf'n zu mache, wie der Deiwel uf e aarmi Seel'. Keen Schritt hot er aus'm Haus mache könne — er hot aach in der Sunnegass grad neue der Fraa Siehmaiern gewohnt — ohne daß'm die Hulda begegnet wär'. Keen Danzbaal is geweest, wo'n des „holbe Kind“ nit in der Dametour zwee- bis dreimol g'holt hätt', odder keen Bissidb', wo er nit de ganze lieue lange Dwend ihr geeschtreiche Unnerhaltung hätt' genieße misse. Keen Gaartemussich im „Goldene Löwe“ odder in der „Schwane“ hot sein könne, ohne daß's die zäh' alt' Schneegans nit einzurichte gewißt hätt', daß se mit ihrer Mutter e Bläsche an sein Dusch, grad newen'm, fricht hot; forz nergends hot sich der aarm' Amtmann blicke losse berse, ohne daß'm die derr' Wäschlammer uf'm Hals g'hockt wär'. E Zeitlang hot er's geduldig getrage, endlich awer is'm 's doch zu dick kumme, un weil er des alt' Läschder nit annerscht hot loskriche könne, is er eenfach grob gege se worre, is'r ausgewiche, wo's nor möglich geweest is, un wann se sich newen'n g'fekt hot, is er uf g'schdanne un hot sich wo annerscht hing'hockt.

Des is jez nabierlich for des „Liewebedirftige Mädche“ e arger Schlag in's Kondor geweest. E paar Däg lang hot se nit gewißt, sollt' se in's Wasser schbringe odder sich vergifte, sich dobtischieße odder ushenke. D'rhernoochder awer hot se doch gedentk, 's wär' g'scheidter, wann se nix vun allem dem dhun, herengege sich an dem „treilose“ Amtmann räche dhät. So hot se gedentk un — vun Stund an is fascht keim Dag vergange, wo nit dem Amtmann e Schdrech g'schießt worre is: ball sin'm e paar Scheiwe eing'schmisse worre, ball — wann er Dwends heerkumme is — is'm 's Schliffelloch an der Hausdhir mit Dreck verschdoppt geweest, daß er nit hot uffschließe könne, ball aach, wann er morgens noch im beschde Schloß gelege is, hot's unne mörderlich ang'fange zu schelle, daß er gemeent hot, 's dhät brenne un der Amtsdienner käm', for um'n zu wecke. Wann er awer d'rhernoochder de Kopp zum Fenschder nausg'schdreckt hot, so sin's e paar Hund geweest, wo nooch keim Knoche g'hupst sin, der 'm an sein Schell' gebunne geweest is. Lauter so Bosse sin 'm g'schießt worre, Jugendschdrech, wie se die böße Buwe als mache Dwends, wan's dunkel werd un grad keen Bolizeidiener um de Weg is. Der Amtmann hot aach nit annerscht gedentk, als die Buwe von der Nachberschaft hätte 's gedhan, dann uf „die hold Hulda“ hot er nabierlich nit gerothe, dobt'for hot er se doch for „zu g'fekt“ g'halte.

Awer „der Krug geht so lang zum Brunne, bis er verbroche dhut“ — sacht mar als — un so is's aach desmol gange. Wie nämlich „die hold' Hulda“ gemerkt hot, daß der Amtmann wege bene Schdrech — wo sie 'm nabierlich ganz allein als g'schießt hot — keen Verdacht uf sie hot, is se in ihrem „jugendliche Leichtsinn“ alsefort iwermithiger un — unvorsichtiger worre und des is ihr Unglied geweest und hot se in die arge Schwulidäte gebracht.

Ame schöne Dag nämlich — ich wees d'r, wie g'sagt, nit mehr recht, is's anno Acht- odder Reineswiczig geweest — do is d'r emol eingebroche worre beim Juwelier Schnawel in der Hauptschdras' un viel Schmuck, goldne Uhre, Kette un aach Geld g'schdohle worre. Jez hot nabierlich die Bolizei alle Händ voll zu dhun g'hatt und sich die gröscht' Mih' gewe, for um den Dieb zu erwische. E Preiß uf sein Entdeckung is ausg'fekt worre, Hausfuchunge bei verdächtige Persone sin vorgenumme worre un e Mass' Leit hot der Bolizei-Amtmann in Unnersuchung gezoge, awer 's hot Alles nix gebadd', er hot nie nix rausgebrocht. Do — e Dager verzehe möge schun driver hingange geweest sein — ame schöne Morge fricht mein Amtmann 'n Brief vun der Stadtboscht un wie er 'n usmacht, schdeht d'r drin:

Geehrter Herr Amtmann!

Wege dem kürzlich beim Juwelier Schnawel veribte Einbruch und Diebschdahl have Sie bisher lauter unschuldige Leit im Verdacht g'hatt, dann ich muß's Ihne g'schdehn — mein Gewisse loft m'r sunscht keim Niuh' — ich, ich ganz allein hab' den Einbruch veribit. Ung'schehe kann ich die Dhat nicht mache, awer ich berei' se vun ganzem Herze un berntwege will ich se wenig'schdens so viel wie möglich widder gut mache, indem ich des g'schdohle Gut sein rechtmäßige Eignedhimer zurückgewe dhü. Alles liegt vergrawe browe uf'm Kreizberg im Hagelwald, glei neue der Gänswand am Fußweg nach Wettersheem, an der Schbell, wo Morgens Schlag Finse die Schbiz vum Wegweiser ihren Schatte hinwerse dhut. Dort grawe Se nooch, Herr Amtmann, Se werre alles, aach des g'schdohle Geld bis uf de letschte Pfennig ime Rischtche finne.

Hochachtungsvollschdt

Der Dieb.

Keen weitere Unnerschrift hot der Brief nit g'hatt. Des hot de Amtmann aach gar nit gewunnert, awer des is'm an dem Schreiw uf g'falle, daß's for'n Schbizbu so gut und schön un — wenn aach mit verschdelster Hand — doch

unverkennbar vum Weibsbild g'schriwe gewest is. Des is ganz deitlich zu erkenne gewest an dene fleene zierliche Buschdawe un — an dem Geruch, wo's Bofchtbabier g'hatt hot. Wann e Mannsbild in dem Fall den Brief g'schriwe hätt', so hätt's Babier for ganz gewiß nooch schlechtem Duwak odder Schnapps geroche, uf keen Fall awer, so wie des Briefche, nooch Veilcher,

Nesjedde odder Maiblimcher, dann so'n Geruch is 's gewest, der Amtmann hot's nor nit genau unnerscheide könne, was 's eegentlich gewest is. Zwirgens hot er sich als b'sunne und b'sunne, wo un an wem er des Parfüm schon geroche hätt', awer 's is'm um's Leuwe nit eing'falle. Do d'rwer awer hot er keen Zweifel g'hatt, daß e Fraunzimmer den Brief g'schriwe g'hatt hot, aller Wahrscheinlichkeit nooch e ordinäri Person, wo — der Gedanke is'm aageblich kumme — 'n schlechte Witze hot mache

wolle. Derntwege hot er aach nit viel vun dere Selbstantlag' g'halte und hot des Briefche schon in sein Babierkorb g'schmisse g'hatt, do — hot er's uf eenmol widder g'holt, dann er hot gedent: „'s kömnt' doch aach sein, daß was an der Sach' is, dann verleicht hot die Person den Brief im Uftrag vum Dhäter — ihrem Schatz zum Beischbiel — g'schriwe un do kömnt' ich's jo nit ver-

antworte, wann ich nit acht druf g'hatt hätt'“. Derntwege also hot er b'schlosse, am annere Morge Schlag Finse an dem bezeichnete Platz in aller Still' emol in seiner Gegewart nochgrawe zu losse; „wann sich d'rnoochder aach nix finde dhut“ — hot er gedent — „so haw' ich doch wenigstens nix versäumt.“

So hat er gedent un richtig am annere Morge

am halwviere — dann mar hot e schdatti Schbund berguf bis zu der Gänswand zu laufe g'hatt — loßt er sich also vum Amtsdienner un zwee

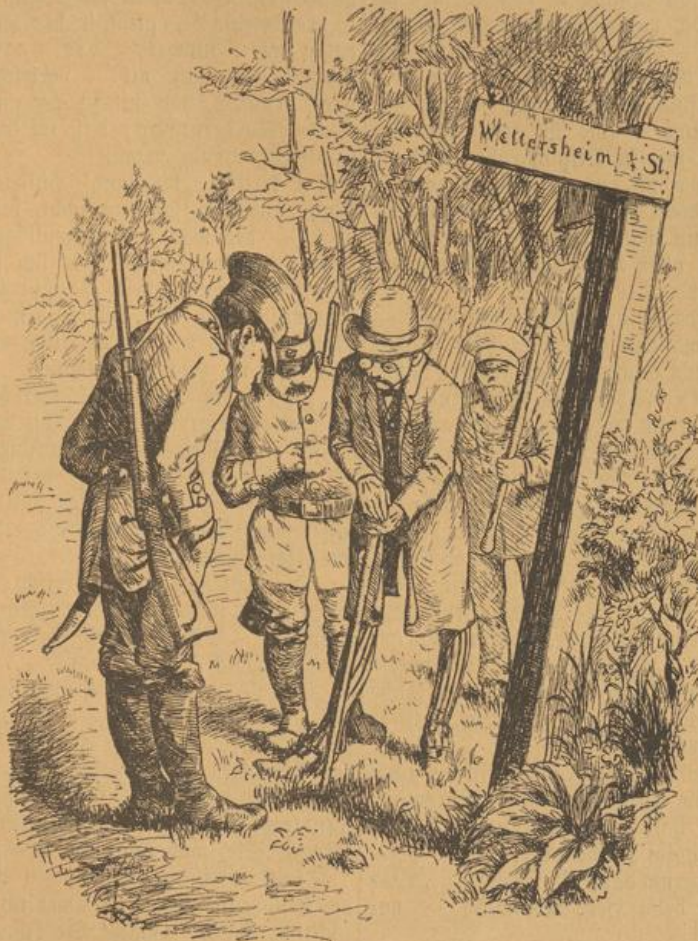
Schandarme rauschelle un geht noochemann mit ene nuf in de Hagelwald an de bezeichnete Platz, un wie 's Finse schlägt, schdeckt er dort, wo der Schatte vun der Schbitz vum Wegweiser hinfallt, sein Stock in de Boddem und sacht: „Do grabt emol!“

Non, die grawe un grawe un wie se ung'fähr zwee odder dritthalb Schuhunner'm Bodde sin — richtig, do schdoße se uf e Rischte. Vor-

Do grabt emol!

sichtig hewe se 's raus aus der Grub un wie se 's usmache, is zwar keen Schmuck un keen Geld drin, awer — des Skelett vum fleene Kind.

„Ei, guck' emol“, dent do der Amtmann, „derntwege hot die Briesschreiwern 's Gewisse gedrickt? Non, do muß ich schon sage, jeh dhät' mich doch arg indressiere, zu erfahre, wer's eegentlich is! — Ich bring's raus: der Geruch vun



dem Brief muß die Kindsmörderin verrote, des Parfüm muß m'r uf die Spur verhelte un — wann ich an alle Weibsleit vun der ganze Stadt rumschniffe mißt, wie een Mobs am annere!"

So hot er gedenkt, hot 'm Amtsdienner des Rischtsche unner de Arm g'schowe un is mit seine Leit noochanner widder de Berg nunner-gange in die Stadt. Do, g'rad vor'm Dhor, begegnet 'm „die hold' Hulda". Wie die 'n siecht mit seine Drabande, macht se halt e ganz schbödtisch's G'sicht un — do fallt's 'm Amtmann wie Schubbe vun de Lage: „Die is's — an dere hau' ich des Parfüm schon geroche — die hot den Brief g'schriewe — die un keen anneri!"

So fahrt's 'm wie 'n Blitzschdrahl dorch de Kopp. — Do awer uf eenmol schduzt er: „E Dunnerwetter", denkt er, „'s kann eegentlich doch nit sein, dann wann se 'n g'schriewe hätt, dann wär' se jo aller Wahrscheinlichkeit nooch aach die Kindsmör — —"

Er hot den Gedanke nit ausgedenkt, dann — wann er 'r aach manches zugebraut hätt' — des hot er doch nit recht glaawe könne vun 'r. Zwer eenmol awer bleibt er schdeh'n un sächt ganz laut, daß der Amtsdienner un die zwee Schandarme 'n ganz verwunnert angucke: „Awer warum sollt's dann nit sein könne? So 'me verliebde alde Rascher is alles zuzubrau'e; 's factum is do — Verdachtsgrind' sin do — fiat juschtitia!" *)

So hot er g'sagt un' wie er uf seiner Amtschdub is, fertigt er halt glei 'n Vorführungsbefehl aus gege die „ledige Hulda Sifmaier" un ordent gleichzeitig aach e Hausuchung an, dann 's is 'm d'ran gelege gewest, e Beweis-schbid for ihr Dhäterschaft in die Hand zu kriche un womöglich aach e Handheb dod'rfor, daß se den Brief g'schriewe hot.

Non, der Bolizeikummissär kummt hin mit zwee Bolizeidienner — die Alt' is grad nit d'rheem gewest — un richt' halt sein Uftrag aus. Jesses, is d'r do mein „holdi Hulda" verschrocke! „Ja, um Gotteswille, warum dann?!“ kreischt se. „Was soll ich dann — beim Herr Amtmann — vor Gericht?!"

Awer der Bolizeikummissär zuckt nor die Achse un meent, des dhät 'r der Herr Amtmann d'rheenoochder schon sage, er selwer hätt' nor de Befehl, sie vorzuführen — vorher awer e Hausuchung vorzunehmen.

Do, wie se de Anfangsbuschdawe „Hausuchung" hört, fahrt se in alli Hüh'. Wie 'n Drache schießt se uf de Schreibtsch los, wie

*) Lateinisch: „Die Gerechtigkeit möge ihren Lauf nehmen."

wann dort was wär', wo se in Sicherheit bringe wollt'. Awer der Kummissär, e geriwes Luder, packt se am Schlawiddich un sächt: „Pardon, ich werr' schon an mich nemme, was ich brauch', bemihe Se Zhne nit!"

Jezt werd die Hulda kästweis un fangt an zu ziddere an Arm un Been. „Meini Brief!" sächt se — „Sie werre sich doch nit an bene unschuldige Brief vume junge Mädchen vergreife!"

„D bewahr", giebt 'r der Kummissär ganz ruhig zur Antwort, „die unschuldige indressiere uns gar nit — verleicht sin awer e paar brunner, wo nit so ganz unschuldig sin: erlawe Se berntweg', daß ich die Mabb' emol zu Gerichtshande nemm'!"

Do kreischt „die hold' Hulda" halt widder grad nans vor Zorn un sächt, se dhät brodeschdiere — des wär' e Vergewalbigung — se wär' ganz unschuldig un se dhät sich beschwere beim Minischderium un beim Großherzog. Awer der Kummissär hot nor widder sein Achse gezuckt un hot 'r ganz kalt die Schlüssel abverlangt zum Kommod' un zum Wäschschank.

„Zum Wäsch — schank?!“ kreischt jezt die Hulda in siddlicher Entrischdung. „Sie werre doch mein Wäsch' nit visfidiere wolle — Fraunzimmerväsch'!"

„'s dhut m'r leeb", sächt der Kummissär, „ich hab' de Befehl d'rzu. Ich will's awer unnerlosse, wann Se m'r gutwillig — die Kindswäsch' auslieferere wolle!"

„Die Kindswäsch'?!“ kreischt do die Hulda widder un werd feierrot. „Ich glaab', Zhne rabbelt's! Was dhät ich — e Mädchen — mit Kinds — wäsch'?"

„Non" — sächt der Kummissär un lächelt e bissel schböttisch d'rbei — „'s wär freilich korjos — awer Sie wäre s'erscht Mädchen nit, bei dem ich schon so Sächelcher g'funne hätt' — —"

Do ivergebt 'm die Hulda schdolz, mit abgewentem G'sicht, de Schlüsselbund un sächt: „Dhun Sie, was Zhres Amtes is!"

Der Kummissär nickt nor mit 'm Kopp, nemmt die Visfidazion vor, find' awer nig. „'s is gut", sächt er dann, „mache Se Zhne fertig, dann Se miße mit!"

Jezt fangt halt die Hulda widder e Lamendo un e Gebitt' un Gebeddel an, daß der Kummissär wenigschdens nor so lang waarte möcht', bis ihr Mutter heemkäm', awer 's hot nig gebadd. „Zhne Ihrer Mutter werd's schon g'sagt werre, wo Sie hinkumme sin", hot der Kummissär g'sagt, „möglichherweil' — wer weeß? — werd se aach g'holt un g'setzt — als Mitschuldigi!"

„G'setzt — als Mitschuldigi?!“ kreischt do die Hulda. „Was solle mir dann gebhan hawe?“

„Des is 'm Herr Amtmann sein Sach', Ihne zu sage: Vorwärts jez!“

Do, wie se siecht, daß nix zu mache is, setzt „die hold' Hulda“ endlich ihren Hut uf un geht halt mit. Unne vor'm Haus hot der Kummissär, „aus b'sunderer Rücksicht“, e Drotschl' halte losse, daß's nit so uffällig sein sollt, awer wie se mit-enanner zur Hausdhir rauskumme, schdehn halt nadierlich schon e

Mass' Leit drum rum un alles kreischt dorch-enanner: „'s is „die hold' Hulda“ — „die hold' Hulda““ werd g'setzt! — Warum dann? — Sie hot de Herr Amtmann vergifte wolle! — Neen, dotschieße hot se 'n wolle! — Ach was, neen, mit Dynamit hot se 'n in die Luft schbrenge wolle, weil er nix vun 'r wisse will! — Ei, ei, ei — wer hätt' des gedenkt vun dere verliebde alti Schachtel! — Dere g'schiecht 's recht, — ich hätt' se aach nit gemög't! — Ich gunn's 'r! — Ich aach!“

So hot alles dorch-enanner

krische, daß die Hulda gemeent hot, se mißt grad in de Boddem neinsinke. G'schwind' steigt se ein in die Drotschl', der Kummissär hoekt zu 'r un fünf Minute d'rher-noochder sin se minanner uf der Bolizei. Do bringt se der Kummissär euschtwelise in's Arrestantelokal un geht dann zum Amtmann, for um 'm Bericht abzuschdatte un die Schreibmabb' zu iver-gewe. Der guckt sich de Inhalt e Bissel an — 's is nit viel Indressants drin gewest, mehrschden-deels Brief vun ere alde Freindin, Wäschzeddel

un e paar Gedicht', verliebts dumms Zeug, wo's lese nit wert gewest is. Der Amtmann hot sich aach nit mit usg'halte, awer auf eenmol kriecht er e Blatt in die Hand: wie er des siecht, muß er halt grad nauslache, dann was is 's? Das Kunzebt vun seim anonymen Brief.

Jez hot der Amtmann nadierlich schon genug gewißt. Derntwege giebt er nor de Befehl, die Hulda vorzuführen un wie se mit eme rechte Arme-sünderg'sicht vor 'm schdeht, frogt er halt glei:

„Wisse Sie, warum Sie vor Gericht schdehn?“

„Neen“, sächt do die Hulda ganz giftig, „ich wees nit, was ich so arg's gebhan hawe soll, daß mar mir — eme unschuldige Mädche — die Schand' andhut, se vun Bolizeidiener do her-bringe zu losse!“

„So — Sie wisse's nit?“ sächt der Amtmann. „Verleicht fallt's Ihne ein, wann ich Ihne — den Brief do zeig': kenne Sie 'n un — die Person, wo 'n g'schriwe hot?“

Jez werd „des unschuldig Mädche“ feierrot.

„Ob ich den Brief kenn'?“ sächt se.

„So, also wege dem Brief —

wege so 're Labbalse schleppt mar mich doher wie e Verbrechern?! Is das aach recht? — Des is doch wahrhaftig nix so arg's!“

„Des zu beurdheele, is nit Ihne Ihr Sach!“ sächt do der Amtmann ganz ernsthaft. „Sie kenne also den Brief — Sie g'schdehne zu, daß Sie 'n g'schriwe hawe?“

„Non, Herr Amtmann“ — sächt jez die Hulda, denn se hot ihr Briefmabb' mit dem Kunzebt uf 'm Tisch liege sehe un hot wohl gewißt, daß do



Hawe Sie den Brief g'schriwe?

keen Beegne nix hadde dhät — „des is doch nor — so'n — Jugendschdreech gewest — —“

„Sooo? — 'n Jugendschdreech?!“

„— — odder 'n Schbaf, den ich m'r, meen ich, mit Zhne schun hab' erlaawe könne — so wie mir minanner g'schdanne sin — —“

„Bitte“, sächt do der Amtmann ganz kalt, „mir sin gar nit minanner g'schdanne!“

„Non, dann — dann — — haw' ich Zhne halt mehnder*) Freindschaft for mich zugebraut, als Sie g'hatt hawe!“ kreischt die Hulda ganz rot vor Zorn.

„Was Sie mir zugebraut odder nit zugebraut hawe“, sächt der Amtmann un lächelt e bissel maliziös d'rbei, „des g'hört nit doher. Antworte Sie mir nor uf mein Frog: Hawe Sie den Brief g'schriwe?“

„Ja!“

„So — d'rhernoochder werre Sie wohl aach — des Rischtsche do kenne!“ sächt jek der Amtmann un zeigt mit 'm Finger uf den Fund, wo er drowe im Hagelwald gemacht hat.

Awer die Hulda guckt sich des Rischtsche, wo se vorher gar nit in Acht genumme hot, ganz ruhig an un sächt: „Des Rischtsche? — Neen, des kenn' ich nit!“

„So wisse Sie aach nit, was drin is?“

„Neen!“ sächt die Hulda.

„So will ich's Zhne sage“, sächt der Amtmann. „In dem Rischtsche is des Skelett vume Kind — vun Zhne Zhrem Kind!“

„Jesses!“ kreischt do die Hulda un schlägt die Händ iwer'm Kopp zämme. „Was is des? Vun wem seim Kind?“

„Vun Zhne Zhrem!“ sächt der Amtmann un guckt er fescht d'rbei in's G'sicht. „So muß ich annemme, dann genau an dem Blaz, der im Brief bezeichnet is, haw' ich 's heit morga am finse g'funne — —“

„Um Gottswille!“ kreischt jek „die hold Hulda“ un guckt sich nooch eme Schduhl um, for daß se in Ohnmacht falle kann. Der Amtmann awer hot keen Nobiz d'rvun genumme un fährt ganz kalt fort:

„— — und derntweg' schbricht alli Wahrscheinlichkeit d'rfor, daß Sie 's gewest sin, wo des Kind seiner Zeit umgebrot und dort vergrawe hot!“

„Heeliger Gott!“ kreischt do die Hulda widder — „ich — ich?! Warum dann ich?!“

„Weil Verbrecher manichsmol — s' Gewisse driekt un weil se d'rhernoochder keen Ruh' finne könne, bis ihr begangeni Dhat an's Dageslicht gebrot un gestiht is: So werd's jek aach bei Zhne sein!“

*) Mehr.

„Herr Amtmann — Herr Amtmann“, kreischt jek die Hulda, „ich hab' e gut's Gewisse — ach Gott, ach Gott, Sie werre doch so was vun mir nit glawe! Ich bin jo ganz unschuldig — uf Ehr' un Seligkeet ganz unschuldig — Se derse m'r 's glaawe.“

So sächt se un lamendiert un flennt*) un verschwört sich halt, daß se de Amtmann, so 'n arge Zorn er aach uf die alt' Schachtel g'hatt hot, doch zu guderletscht gedauert hot. „Ich will Zhne was sage“, hat er g'sagt, „wann ich Zhne aach als Brivadmann Glaawe schente dhu, als Unnersuchungsführender kann un darf ich's nit — ich muß Zhne vielmehr in Haft b'halte, bis sich Zhne Zhr Unschuld rauschdelst!“

„Ach Gott, Herr Amtmann“ — kreischt jek die Hulda widder un ziddert vor Angscht am ganze Leib, daß mar fascht die Knoche hot klabere höre — „wie lang kann dann des daure?“

„Ja, des wees ich jek noch nit — e paar Däg uf jeden Fall!“ sächt do der Amtmann un denkt: „'n Dentzeddel soll des alt' Reibeise doch wenigschdens hawe, daß 'r die Lust vergeht, sich mit Leit vum Gericht zu uhze.“

Derntwege hot er se aach, trotz allem Bidde un Beddle, abfihre un emol zwee Däg un zwee Nächt' brumme losse. D'rhernoochder awer hot er se endlich widder vorfihre losse un hot 'r eröffnet, daß mar zu ihrem gude Gluck die werkluch Dhätern ausfünftig gemacht un in Haft gebrot hätt'. „Die Person hot schun alles g'schdanne“, hot er g'sagt, „un derntwege, Freele Siehmaier, is Zhne Zhr Unschul erwiese un Sie sin frei. Awer“ — fährt er dann fort — „losse Se sich's zur Warnung diene un mache Se keen so — Jugendschdreech mehr: Sie sehe jek, was for unangenehme Folge des hawe kann.“

Non, do d'rmit is 's gut gewest un der Amtmann hot se schbringe losse. Awer ganz abgemacht is die Sach' derntwege doch noch nit gewest, dann — was „die hold' Hulda“ d'rhernoochder genext worre is un was se hot ausschdehn misse mit anonyme Brief, Spottgedichtcher un annere Bosse, des is gar nit zu sage. Aach Rinnerfach-Zusendunge aus e paar Lade hot se „laut brieslicher B'schbellung“ kriecht, daß se sich als grin un geel**) geärgert hot. Zu guderletscht awer sin die G'schäftsleit nit mehr uf den Leim gange un die Sach' is iwerhaabt eing'schlose, so daß „die hold' Hulda“ endlich un endlich ihr Ruh' kriecht hot.

Se hot sich die G'schicht awer hinner die Ohre g'schriwe un seitd'rher keen „Jugendschdreech“ mehr gemacht.

*) Weint. **) Selb.

Was sich liebt, das neckt sich.



Die Neugier plagt nicht die Menschen allein,
Sie plagt auch gar sehr die Hunde,
Sie stecken in vieles die Schnauze hinein
Und spionieren herum in der Kunde.

Wo was zu schlecken und zu naschen ist,
Darf der Fritz und der Spitz nicht fehlen —
Doch geht es ans Teilen, dann giebt es oft Zwist
Zwischen den engverbündetsten Seelen.

Der Fritz nimmt sich meist den Löwentheil,
Denn er dünkt sich stärker und klüger,
Und neckt noch pöfzig den Spitz — dieweil
Dieser ihn schilt Betrüger.

„Ist das für erprobte Freundschaft der Lohn,
„Das erlaubet zwischen Kameraden?
„Wie oft, wenn er dich fast gebückt hatte schon,
„Biß ich Nachbars Jörg in die Waden!

„Wenn des Schultes Aepfel du stüpiiztest am Zaun
„Und der schlich sich heran mit dem Stecken,
„Und ich warnte — wie ward mir das Fell
verhaun,
„Während du davon kamst mit dem Schrecken.

„Und als du den Laubfrosch am Niedgras im Teich
„Wolltest haschen und wärest versunken,
„Wer wars, der mit Bellen und Heulen gleich
„Die Leute rief, eh' du ertrunken?“

Drauf der Fritz: „Ich weiß, bist mein guter
Kumpan,
„Wenn du auch noch vor drei Wochen

„Mir 'nen Krapsen stahlst, doch 's kommt mir
nicht drauf an,
„Wart, du kriegst jetzt den fettesten Knochen.“

Und vom Herd ganz verschmigt nimmt den Topf
der Fritz
Und lupst ganz behutsam den Deckel —
Es springt und bellt und wedelt der Spiz
Und leckt sich den Bart — der Schleckel.

Doch daß ich's gleich sage, der Topf — war leer;
Wie 'ne vom Wind gebrochene Lilie
Sitzt der Spiz in der Ecke und knurrt hin und her:
„Nein, so was in 'ner guten Familie!“

Der geplagte Oberst.



Oberst: Ich wäre gern früher gekommen, gnädige
Frau, allein der Dienst, der Dienst; ich versichere Sie,
man weiß fast nicht mehr, wie man alles fertig bringen
soll. Da ist niemand im Regiment, der einen auch
nur im entferntesten unterstützt. Ich bin nicht allein
Kommandeur des Regiments, nein, ich bin auch mein
eigener Adjutant, mein Zahlmeister, Hauptmann, Pre-
mier- und Sekondeleutnant, Feldwebel und Gott weiß
was noch alles.

Dame: Auch gar am Ende noch Ihr eigener
Trompeter?

Ein Ausweg.



Soll ich da für die Lebensversicherung
ein Attest ausstellen, an welcher Krankheit
der Metzger Klotz gestorben ist, und weiß
es doch auch nicht. Ich werde deshalb so
schreiben: Er starb an namenlosen Leiden.

Ein weiser Vorschlag.

Bürgermeister: Es sind mir vom
Hilfsverein 10,000 Mark zur Unterstützung
der Ueberschwemmten geschickt worden. Wir
wolle nun berate, wie mer das Geld am
besten verteelen. Ich denke, 's ist das
einfachste, mer nehme die Steuerlist her
und wer die mehrste Steuern zahl, der
kriegt och die größt Unterstützung.

Jawohl, Herr Burgemeester, so wolle
mers mache, denn die armen Leut habe
ja am wenigsten verlore.

Merkwürdiges Abenteuer des Magisters Renatus, weiland Schulmeister in Hackpiffel.

Thüringische Volkssage, erzählt von Elisabeth Müller.

Wer hat nicht schon von dem Berg Kyffhäuser in Thüringens „gold'ner Au“ gehört, in welchem der Kaiser Friedrich Rothbart so lange geschlafen hat, bis er endlich im glorreichen Jahre 1870 als Wilhelm Weißbart wieder erwachte. Gewiß, soweit die deutsche Zunge klingt und sogar noch weiter, sind die schönen Sagen, die sich an diesen berühmten Berg knüpfen, bekannt. Viel weniger aber die, welche man in jener Gegend von der Nachbarin der Burg Kyffhausen, der Rotenburg, erzählt. Möge sie denn hier ihre Stelle finden.

Die Rotenburg liegt nur eine kleine Stunde von der Kyffhäuserburg entfernt, von welcher sich ein schöner breiter Weg über den Gebirgsrücken hinab dahinzieht. Sie ist kleiner, als ihre großartige Nachbarburg (ihr ganzer Umfang beträgt ungefähr 400 Schritte), aber ihre Ruinen sind besser erhalten und geben daher ein schöneres Bild, wozu ihre ganze Umgebung, die man sich kaum romantischer denken kann, nicht wenig beiträgt. Auch hat ihre verborgene Lage viel Ueber-
raschendes; denn nachdem man eine Zeit lang unter dem dichten, schattigen Laubgang des Waldes gewandelt, krümmt sich der Pfad und man erblickt mit einemmale die schöne Schloßruine vor sich. Den steilen Bergkegel krönen hohe, von Fensteröffnungen durchbrochene Mauern mit einem geborstenen Turme, der in der zu erzählenden Sage eine Rolle spielt, alles von Bäumen und Gesträuch malerisch durchwachsen. Die Mauern des langen Hauptgebäudes sind noch ganz und sogar die verzierten Fensterbogen noch gut erhalten. In einem von Säulen getragenen Gewölbe, das vielleicht die Kapelle gewesen, vom Volke aber die „Küche“ genannt wird, könnte man zur Not noch Obdach gegen die Unbilden der Witterung finden. Von beiden Seiten dieser Burg sieht man in das tiefe Thal der Aue, worin zahlreiche Dörfer zerstreut liegen; im Hintergrunde erheben sich die Berge des Harzes, aus welchen der berühmte oder auch berühmte — durch die Sage von der Walpurgisnacht — Brocken majestätisch hervorragt.

Dies der Schauplatz, auf dem unsere Sage spielt. Die Sage selbst lautet im Volksmunde wie folgt:

Nicht weit von der Rotenburg liegt ein Dorf mit dem wunderlichen Namen Hackpiffel; dort

soll vor ein paar hundert Jahren ein Schulmeister, Renatus mit Namen, ein außerordentlich geschickter Mann, gelebt haben, der ein gutes Teil mehr wußte und konnte, als andere Leute, denn er hatte Tag und Nacht in dickleibigen Büchern gelesen, in welchen die wundersamsten Dinge standen; man sagte von ihm, daß er nicht allein — hegen und den Teufel beschwören, sondern auch aus Erz und allerlei Kräutern, die er zusammentochte, Gold machen könne; freilich reich war er merkwürdigerweise dabei dennoch nicht geworden. Das Beste aber, was er verstand, das war sein Zitherspiel; darin that es kein anderer ihm gleich, und wenn es im Dorfe einen Tanz gab und er dabei aufspielte, dann konnten die Leute fast gar nicht mehr aufhören; es riß sie unwillkürlich mit fort, so wunderbar war sein Spiel.

Einst, als er auch wieder zum Tanze aufgespielt, kam er, die Zither auf dem Rücken, auf seinem Wege nach dem sogenannten „Ratsfelde“, das jenseits des Berges liegt, an der Rotenburg vorbei; es war bereits dämmerig und er mußte noch vor einbrechender Nacht dort sein, deshalb beschleunigte er seine Schritte. Als er nun, ganz in Gedanken versunken, an dem dicken, geborstenen Turm vorbei will, ruft ihm plötzlich eine Riesenstimme zu: „Renatus, steh'!“ Dieser fährt vor Schreck zusammen wie ein Taschenmesser; denn wenn er auch gerade kein Hasenfuß war — fürchtete er sich doch selbst vor dem Teufel nicht, den er schon so oft beschworen und an die Wand gemalt! — so war es ihm doch bei diesem Anrufe gar nicht geheuer zu Mute. Sonderbar! Wie so manchmal war er doch schon, selbst in der Mitternachtstunde, an dem alten Gemäuer vorübergegangen, ohne daß ihm etwas Besonderes aufgestoßen.

Er bleibt also stehen und sieht sich nach allen Seiten um, woher denn eigentlich der Ruf gekommen sein möge? Doch da war weit und breit weder etwas zu sehen, noch zu hören. Er wollte daher wieder weiter schreiten; kaum aber hatte er einen Schritt gemacht, so schallte es ihm mit noch stärkerer Stimme entgegen: „Renatus steh'!“ Wieder hält er an, zittert aber wie Espenlaub. Nun tritt aus der Thüre des geborstenen Turmes eine riesige, hagere Gestalt

in einem langen grauen Gewande, das mit einem Strick um den Leib gegürtet ist; auf dem Kopfe trägt dieselbe eine hohe, spitze, kirchturmähnliche Mütze; vorn auf der Brust aber einen schwarzen Totenkopf. Neben dieser Gestalt steht ein großmächtiger Bullenbeißer mit funkelnden Augen und einer blutroten Zunge, die er ellenlang aus dem Rachen streckt. Die graue Gestalt aber redete unsern zitternden und bebenden Schulmeister folgendermaßen an: „Renatus, ich habe Dich zur Vollbringung eines Werkes ausersehen, das eines unerfrockenen und klugen Mannes, wie Du bist, bedarf; tritt darum mit mir in das Gewölbe und ich werde Dir sagen, was Du zu thun hast.“

Renatus merkte, daß ihm unter den obwaltenden Umständen kein Widerstreben helfen würde; denn der große Bullenbeißer mit der blutroten Zunge und den rollenden Augen schloß ihm gewaltigen Respekt ein; mit dem war offenbar nicht zu spaßen. Er verbeugte sich stumm, da er vor Angst kein lautes Wort hervorbringen konnte; zum Zeichen, daß er dem Befehle gehorsamen wolle, legte er seine Zither vor der Thüre des Gewölbes nieder und folgte der grauen Gestalt.

Diese führte ihn nun zum Hintergrund des Turmes, wo er beim schwachen Schein eines Lichtes etwas, das die Form eines menschlichen Körpers hatte, in Linnen gewickelt auf der Erde liegen sah; offenbar ein Leichnam, denn es war nicht die geringste Bewegung daran wahrzunehmen. Dem armen Renatus gruselte es denn doch, trotz seines sonstigen Mutes.

Der unheimliche Graue ließ ihm jedoch nicht lange Zeit zum Nachdenken über diese geheimnisvolle Sache, sondern befahl ihm in herrischer Weise, neben dem Leichnam eine Grube zu graben und ihm zu helfen, den Körper darein zu versenken. Halb tot vor Furcht und Graus ergriff der unglückliche Schulmeister den bereit stehenden Spaten und begann seinen Frohndienst auszuführen; allein obgleich die Erde locker und daher nicht allzu schwer umzugraben, war er doch

in Schweiß gebadet, noch bevor die Grube fertig wurde.

Endlich war seine Aufgabe vollbracht, der Leichnam eingesenkt und mit Erde bedeckt. Renatus seufzte tief auf; so schwer war ihm noch keine Arbeit geworden und er hätte ohne Zweifel vorgezogen, lieber drei Tage und eben so viele Nächte zum Tanze aufzuspielen, als hier das Amt des Totengräbers zu verwalten.

„Gut so, Renatus“, sagte jetzt der graue Mann, „ich bin mit Dir zufrieden.“ Dann aus seinem langen Rocke eine Flasche Wein, ein Brot und ein Stück Fleisch hervorziehend, fuhr er fort: „Hier ist Speise und Trank, erquicke Dich;

auch steht draußen vor der Thüre ein Rosß für Dich gesattelt, das besteige, es wird Dich sicher und ruhig tragen, wohin du willst.“

Renatus nahm die gebotene Nahrung und steckte sie in seine Taschen, für das Rosß aber dankte er, da er nicht zu reiten verstehe und lieber zu Fuß gehe, und nach dieser Erklärung wollte er sich eiligst entfernen. Allein so leichten Kaufes sollte er nicht davon kommen, der Graue hielt ihn am Arme fest und befahl in seiner herrischen Weise, der entgegen zu handeln Renatus nicht wagte: „Du sollst aber und mußt reiten — ich will es! Doch brauchst Du keine solche Angst zu haben, denn das Rosß ist lammfromm und Du magst es behalten als Dein Eigentum. Nur

eines empfehle ich dir: berühre beim Reiten ja nicht die Saiten deiner Zither, sonst — bist Du verloren. Höre wohl! Du bist dann verloren, es sei denn, daß dir ein weißes Rosß begegne.“

Was wollte der arme Schulmeister machen? Er war in der Gewalt des Grauen und mußte sich hüten, ihn zu erzürnen. Er verließ also das unheimliche Gewölbe und fand wirklich vor der Thüre des Turmes ein kohlschwarzes Pferd angebunden, das er mit Herzklopfen und nach vielen vergeblichen Versuchen — denn der ungeübte Reiter war immer von neuem, wenn er die eine Seite glücklich erklommen, auf der andern wieder unglücklich hinuntergefallen — be-



Renatus, sieh!

stieg; doch das Roß schien ja wirklich außerordentlich fromm und harmlos, denn es hatte trotz aller schülerhaften Ungeschicklichkeit des Schulmeisters in der nie geübten Reitkunst ganz geduldig stille gehalten. Die Zither wurde natürlich nicht vergessen.

Endlich war das Kunststück gelungen, Renatus saß so ziemlich fest und das Roß setzte sich nun in einen ruhigen Trab — und je länger unser Schulmeister reitet, desto mehr wächst ihm auch der Mut, ja er wird zuletzt so sicher, daß er seinem Gaul die Zügel auf den Hals legt und aus seinen Taschen die erhaltene leibliche Stärkung hervorholt. Gar herrlich läßt er sie sich munden nach all' der ausgestandenen Angst, besonders den feurigen Trank, von dem die Flasche gar bald keinen Tropfen mehr enthielt. Die Wirkung davon blieb denn auch nicht aus — unser guter Renatus war in Folge dessen so lustig geworden, daß er die geleerte Flasche hoch in die Luft warf und aus vollem Halse ein „Schelmenlied“ um das andere in die Nacht hineinschmetterte.

Schon ist er fast am Ziele seines nächtlichen Rittes, schon sieht er die Lichter vom „Ratsfelde“ herüberfunkeln und glaubt sich nun gesichert vor jeglichem Unheil; da bemächtigt sich seiner der Uebermut; er vergift in seiner Weinlaune der Warnung des Grauen — er kann nicht widerstehen, er muß in die Saiten seiner Zither greifen — — — aber, o weh! welche dämonische Wirkung haben diese Töne auf das fatale Tier unter ihm! Kaum hat er die Saiten berührt, da bäumt sich das Roß, schnaubt, tobt, schlägt vorn und hinten aus, steigt kerzengerade in die Höhe und fliegt zuletzt wie der Sturmwind mit seinem unglücklichen Reiter auf und davon. Vergebens versucht Renatus, das ungestüme Tier zu händigen, zu beruhigen, umsonst es anzuhalten und sich herunter zu schwingen; es fruchtet alles nichts, das Pferd rast unaufhaltsam weiter und er selbst kann um die Welt nicht los kommen: bei dem wilden Ritt ist er stets in Gefahr, herunterzustürzen und doch wieder ist er wie mit Zauberbanden daran gefesselt.

So ging es denn, als wäre er der „wilde Jäger“, Berg auf, Berg ab, durch Thäler und Gründe, durch Wiesen und Moräste, ohne Rast und Ruhe! Renatus, in heller Verzweiflung und schnell ernüchtert, ringt die Hände, er weint und jammert, betet und flucht durcheinander; alles eins — das verzeufelte Tier rennt wie befehen immer weiter und weiter; reiten aber muß er, mag er nun wollen oder nicht, er ist dazu verurteilt. Und nicht allein dies, er muß noch

obendrein unaufhörlich die Zither schlagen — er muß, so gerne er auch aufhören möchte, da er schon allein durch diesen wahnsinnigen Ritt ganz außer Atem war. Und der gespensterhafte Gaul macht immer wildere Sätze, über Stock und Stein, über Gräben und Abgründe.

Und so galoppiert er denn in einem fort zwei Nächte und einen Tag lang und Renatus, der zuletzt sterbensmatt und totenbleich an ihm herunterhängt, denkt, das werde nun in alle Ewigkeit so weitergehen und sein letztes Stündlein habe geschlagen. Da plötzlich steht das schaumbedeckte Tier stille. — Renatus schlägt verwundert die Augen auf und sieht nun, daß er sich in einer fremdartigen, aber trostlos öden Gegend befindet und daß ein Reiter auf einem weißen Rosse auf ihn zukomme. Bevor dieser ihn aber erreichte, war der unglückliche Schulmeister ohnmächtig von seiner schwarzen Bestie gesunken.

Als er wieder zur Besinnung gekommen, erblickte er sich zu seiner größten Verwunderung in einem wunderschönen, aber fremdländisch eingerichteten Gemache, in einem prächtigen, weichen Bette liegend und in seidene Decken eingehüllt; neben seinem Lager aber einen Mann und ein schönes Mädchen, beide in türkischer Tracht, wie er sie daheim öfters auf Silberbogen gesehen.

„Ja, wo bin ich denn eigentlich?“ fragte Renatus ganz erstaunt diese fremden Leute, welche ihn schweigend und aufmerksam betrachteten; es war ihm nämlich zumute, als träume er und sei noch nicht recht erwacht. Da erzählte ihm denn das schöne Türkenmädchen, das ziemlich gut thüringisch sprach, daß er jetzt ziemlich weit von Hachpfiffel entfernt sei — etwa an die tausend Meilen, im Lande Asia; ferner, daß er auf der Rotenburg in Thüringen von einem mächtigen Widersacher des Kaisers Friedrich Rothbart zu einer dunklen That, freilich gegen seinen Willen, benützt worden sei, und dann, weil er dessen Warnung vergessen und die Zither berührt, habe er reiten müssen, bis ein weißes Roß ihm begegne. Dies alles habe sie durch ihren Zauberspiegel, durch welchen sie alles sehen könne, selbst auch was in der allergrößten Entfernung vorgehe, erfahren; da sie aber ein so tiefes Mitleid mit seinem traurigen Schicksal gehabt, so habe sie ihren Vater, der ein mächtiger Türkenfürst sei, so lange gebeten, bis derselbe seinen milchweißen Zelter, an dem von den Ohren bis zur Schwanzspitze auch kein Fleckchen sei, bestiegen und ihm entgegengeritten sei, um die Verwünschung, unter der er gestanden, zu lösen. Das kohlschwarze Roß aber sei sofort in die Wüste

gerannt und niemand habe es von da an wieder gesehen.

Renatus bedankte sich nun bei dem Türkenfürsten und dessen Tochter viel tausendmal für die Hilfe in seiner Not und die gute Pflege, und als er sich nach einigen weiteren Tagen so weit erholt hatte, daß er die Rückreise antreten zu können glaubte, wollte er Abschied nehmen und sich wieder auf den Weg nach Hackpiffel machen. Da aber meinte der Türkenfürst: „Lieber Renatus, bleibe doch noch ein Weilchen bei uns; wer weiß denn, ob du je wieder in das Land Asia kommst; sieh dich darum erst noch ein wenig hier bei uns um, damit du daheim auch was Rechtes erzählen kannst. Nach Hackpiffel kannst du ja noch immer kommen, das läuft dir nicht fort.“

Da denkt unser Schulmeister: „Auch gut! da kann ich bei der versigten Geschichte auch noch was profitieren: man lernt ein wenig Land und Leute kennen, und die Hackpiffler werden sich nicht wenig wundern und mächtigen Respekt bekommen, wenn sie dann hören, was ich alles gesehen und erfahren habe!“

Er bleibt also wirklich noch eine Zeit lang bei dem Türkenfürsten und dessen schöner Tochter im Lande Asia und ließ sich's dann möglichst wohl sein: Er aß gut, trank gut und pflegte seinen Leib; kurz, „er lebte“ nach dem Sprüchwort „wie unser Herrgott in Frankreich“.

Da geschah nun ein Wunder. Er merkte nämlich auf einmal, daß er von Tag zu Tag kräftiger, jünger und schöner wurde; ja, bald verwandelte er sich ganz und gar in einen Jüngling, der in seiner schönsten Jugendblüte steht. Dies aber war natürlich der schönen Türkenprinzessin auch keineswegs entgangen; sie fand daher nach und nach großen Gefallen an ihm und war besonders, wie auch ihr Vater, von dem Zitherspiel unseres Renatus ganz bezaubert. Da nun dieser noch unbeweibt war und sie auch ihm gar wohl gefiel, so fragte er sie eines Tages, ob sie seine Frau werden wolle und sie sagte

nicht nein; auch ihr Vater willigte ein, jedoch unter der Bedingung, daß sie bei ihm bleiben müßten, so lange er lebe. Dies wurde denn nun auch beschlossen und dann fröhliche Hochzeit gehalten.

So lebten sie alle drei zusammen herrlich und in Freuden, bis der alte Türkenfürst gestorben war; dann aber konnte es Renatus nicht mehr länger aushalten, denn er bekam, je länger, je ärger, das Heimweh nach Hackpiffel. Seine Frau, Zornaide hieß sie, bemerkte zu ihrem Schmerz, daß er immer trauriger ward, und auf ihre dringenden Fragen nach dem Grunde davon, gestand er es ihr denn endlich; da sie

nun aber ein ebenso gutes, als vernünftiges Frauenzimmer war und befürchtete, ihr Mann könne vor Heimweh zuletzt noch ganz krank werden, so willigte sie ein, mit ihm nach Hackpiffel zu ziehen. Sie nahmen daher all ihre Reichthümer zusammen und reisten Tag und Nacht, bis sie schließlich wohlbehalten nach Hackpiffel in Thüringen kamen, wo die Leute natürlich Mund und Augen weit aufsperrten, als sie die schöne, fremde Türkenfrau aus dem Lande Asia, noch vielmehr aber noch, als sie den verschollenen Schulmeister Renatus sahen, den sie längst für gestorben und verdorben gehalten, und der nun noch obendrein so jung und schön und über die Maßen reich



Renatus warf die geleerte Flasche hoch in die Luft.

wieder zum Vorschein kam; anfangs schüttelten sie die Köpfe, konnten die Sache nicht begreifen und meinten, das könne nicht mit rechten Dingen zugehen; als sie aber erst von seinen Abenteuern hörten, da wollte ihre Verwunderung kein Ende nehmen. Mancher vorwitzige Bursche meinte dann zwar: um solchen Preis wolle er wohl auch den Teufelsritt nach dem Lande Asia wagen, wenn er nur für gewiß wüßte, daß er schließlich mit einer so schönen Prinzessin und besonders mit so schweren Geldsäcken zurückkäme; aber Renatus, wenn er solche Prahlereien hörte, lächelte nur mitleidig über diese Grobhanse und meinte: sie wüßten nur nicht, durch was alles man da zuerst hindurch müsse.

Renatus und seine Frau, Zornaide, lebten darauf noch lange und glücklich miteinander, und da sie zuletzt auch in ein und derselben Stunde starben, so legte man sie zusammen in ein Grab; den Stein, welcher es deckt, kann man noch heutigen Tags auf dem Friedhof in Hackpiffel sehen. Kinder hatten sie keine, und was aus ihrem großen Reichtum geworden, weiß man auch nicht recht; viele meinen, er sei in der alten Rotenburg vergraben worden.

Dies die Sage von dem Schulmeister Renatus, so wie sie in der Umgegend der Rotenburg erzählt wird.

Da nun aber so ziemlich jeder Sage irgendwelche wirkliche Thatsache zu Grunde zu liegen pflegt, die dann im Lauf der Zeit meist mehr und mehr ausgeschmückt weiter erzählt wird, bis sie endlich an's Wunderbare streift, so wird dies auch mit der hier mitgetheilten der Fall gewesen sein. Der Kern derselben ist, unseres Erachtens, etwa folgender:

In der Umgegend der Rotenburg mag vor vielen Jahren ein Mann gelebt haben, der vielleicht, wie unser Renatus, in der Wahl der Mittel, um zu Reichtum zu gelangen, nicht allzu wählerisch gewesen sein dürfte; befaßte er sich doch sogar mit der schwarzen Magie! Dieser Mann nun scheint von einem Mächtigen zu einer lichtscheuen That benützt worden zu sein, worauf

er vermutlich das Weite hatte suchen müssen. Vielleicht wollte jener Mächtige sich des unbequemen Mitwissers entledigen, indem er ihm, dem ungeübten Reiter, ein sehr wildes Pferd zur Flucht gab. Die Wirkung aber der Musik auf Pferde sowohl, als auch auf manche andere Tiere, ist bekannt. Der Flüchtling entging der Gefahr jedoch durch irgend einen glücklichen Umstand, machte in der Fremde sein Glück und kehrte erst nach Jahren in die Heimat zurück, nachdem er sich wahrscheinlich über seine Sicherheit dort zuvor vergewissert hatte.

Daß er, der Sage nach, trotz des mutmaßlichen Vergehens, dem zu widerstehen er vielleicht nicht genug moralischen Mut gehabt hatte, dennoch ein glückliches Leben geführt habe, darf uns nicht befremden; denn einmal hatte er vielleicht schon genug gebüßt und bereut — und dann auch nicht „alle Schuld rächt sich auf Erden“, wie der Dichter behauptet —, wenigstens nicht immer äußerlich uns sichtbar. Wir können diese Erfahrung oft genug im Leben machen. Das Volk aber, bei seiner ausgesprochenen Neigung zum Wunderbaren, hatte jene Begebenheit nach seiner Weise weiter ausgeschmückt; vielleicht auch hatte der schlaue Schulmeister diese Neigung geschickt benützt und demgemäß seine Abenteuer erzählt.

Abkürzungen und deren Bedeutung.

Im schriftlichen Verkehr wie im Druckverfahren werden oftmals Abkürzungen gebraucht, von denen man annimmt, daß sie jedermann bekannt sind: z. B. zum Beispiel, u. und, u. f. w. etc. zc. und so weiter, d. M. dieses Monats, d. J. dieses Jahres, u. Cie. und Compagnie, S. R. D. Seine Königliche Hoheit, S. M. Seine Majestät, F. f. oder Forts. f. Fortsetzung folgt, M. H. Meine Herren, B. a. Bitte abzugeben, sen. (senior) der Aeltere oder der Vater, jun. (junior) der Jüngere oder der Sohn, resp. (respektive) beziehungsweise, pens. pensioniert, i. B. in Vertretung, i. B. d. B. in Vertretung des Bürgermeisters, a. D. außer Dienst, R. I. P. (Requiescat in pace) er ruhe in Frieden, P. P. (praemissis praemittendis) nach Vorausschickung des Vorauszuschickenden, oder kurz gesagt: statt der Anrede.

Weniger gebräuchlich sind folgende: U. A. w. g. Um Antwort wir gebeten, U. A. z. n. Um Abschied zu nehmen. Letzteres findet man auf Visitenkarten und wird von vornehmen Leuten angewendet, wenn sie sich bei jemand verabschieden

und doch nicht verabschieden wollen (wenigstens nicht persönlich); man läßt dann auf die Visitenkarte das U. A. z. n. drucken und schickt sie den Betreffenden per Post. Man nennt dieses Verfahren „den Anstand beobachten“.

Wenn jemand gerichtlich verurteilt wird, bekommt er das Urteil auf einem Bogen Papier schwarz auf weiß zugestellt und obenan stehen die Buchstaben: V. R. W., das heißt: Von Rechts wegen. Dieses V. R. W. wird wohl deshalb oben hin gesetzt, weil kein Verurteilter der Meinung ist, daß ihm mit der Strafe, die er bekommen, Recht geschehen ist. In das gleiche Fach gehört J. S. In Sachen. E. G. heißt Eingetragene Genossenschaft. Vier F übers Kreuz gestellt ist das Turnerzeichen und heißt: Frisch, fromm, fröhlich, frei. J. D. heißt zur Disposition, auf deutsch zur Verfügung, und wird hauptsächlich angewandt bei Offizieren, wenn sie um Enthebung ihres Postens nachsuchen; sie werden entlassen unter der Bedingung des Wiedereintritts bei Bedarf.

Auf Petschaften findet man hie und da die Inschrift: „1. Makkabäer 12, 18“, weil daselbst

steht: Und bitten um Antwort. Diese Bibelstelle wird auch angewendet, wenn jemand einen Brief lange unbeantwortet läßt.

Nun sind aber auch Verkürzungen durch einzelne Buchstaben gebräuchlich, welche nur den Eingeweihnten verständlich sein sollen. In den Zuchthäusern wird pünktlich Buch geführt über den Ab- und Zugang der Sträflinge; solchen, die öfter wiederkehren, wird noch besondere Aufmerksamkeit geschenkt. Früher geschah dies hauptsächlich dadurch, daß man solchen Repetenten hinter ihren Namen folgende Buchstaben beifügte: M. W. u. A., was besagte „Mit Willkomm und Abschied“. Der Willkomm und Abschied bestand aber aus je 26 auf den Allerwertesten; da konnte man die Nebenart nicht anwenden: Es ist doch schön, wenn man wieder hinkommen darf, wo man gewesen ist.

Viele Kaufleute benützen zur Auszeichnung ihrer Waren statt der Zahlen Buchstaben; es wird ein Wort, das zehn Buchstaben hat, dazu genommen, doch darf ein Buchstabe nicht zweimal vorkommen; der erste Buchstabe bedeutet die Zahl 1, der letzte 0. Der Vetter will solche Worte hier nicht anführen, um nicht Geheimnisse zu verraten. — Wie der Kaufmann seine guten und schlechten Kunden kennt, so kennt er auch gewöhnlich solche Kunden, welche Fertigkeit im „Mitlaufenlassen“ von Waren haben. Kommt so ein Langfinger in ein Geschäft, so wendet er sich gewöhnlich an den Jüngsten der Verkäufer und läßt sich vielerlei vorlegen; sieht dies der Prinzipal oder ein älterer Verkäufer, so ist er geschwind mit einem Zuruf oder einem Zettelchen bei der Hand, das er dem Unerfahrenen zuwirft; beispielsweise können auf letzterem die Buchstaben stehen: D. L. m.: Das Luder maust, oder man ruft ihm zu: Zeigen Sie die D. L. M.-Tücher.

Mit den Buchstaben, die man an den Eisenbahnwagen oder auf den Schiffswerften angebracht sieht, wird in der Uebersetzung mancher Spaß getrieben. Die „Königlich Württembergische Staats-Eisenbahn“ bezeichnet ihre Wagen mit den Anfangsbuchstaben dieser vier Worte K. W. St. E. Ein Wigbold übersezte dies so: Komm Weib Steig Ein. Auf den Schiffswerften findet man die Buchstaben K. M. Kaiserliche Marine; ein Schlaumeier machte daraus: Kolossale Mehrforderungen. Weil wir gerade mit der Marine uns beschäftigten, wollen wir noch beifügen, daß die Buchstaben S. M. Sch., welche bei Berichten über Kriegsschiffe vorkommen, heißen: Seiner Majestät Schiff.

Eine heitere Geschichte passierte voriges Jahr

einer Anzahl Herren vom Reichstage, bevor dieselben ihre Heimreise zu den Feiertagsferien antraten. Eine Berliner Firma hatte denselben ihre Geschäftskarte mit der Empfehlung ihrer Verkaufsartikel zugesandt. Sämtlichen Adressen waren übereinstimmend noch die Worte hinzugefügt: „Major der Reserve“. Darüber wunderten sich alle diejenigen, die entweder überhaupt nicht Soldat waren, oder es höchstens bis zum Leutnant der Reserve gebracht hatten. Als die Herren „Majore der Reserve“ am letzten Abend sich noch zu einem Abschiedschoppen zusammenfanden, stellte es sich heraus, daß sie diese militärische Auszeichnung nur einem jungen Manne des betreffenden Geschäftshauses zu verdanken hatten, welcher das „M. d. R.“ (Mitglied des Reichstags) als „Major der Reserve“ gedeutet hatte.

Ueber die verschiedene Anwendung der Visitenkarten giebt nachstehendes Verslein Aufschluß:

Visitenkarten sind bequem
Und oft im Leben angenehm.
Wer danken will, schreib d'rauf p. r.,
Das heißt zu deutsch: Ich danke sehr.
Willst ferner sagen Du Adieu,
So schreibst Du einfach p. p. c.
Bringst einen Fremden Du ins Haus,
So drückst Du durch p. p. es aus,
Thut Dir das Leid des andern weh,
Schreibst auf die Karte Du p. c.
Der Glückwunsch, was er auch betrefft,
Er lautet einfach nur p. f.
Und in die Kart' ein Gelsobhr
Bedeutet: Ich sprach selber vor.

Es ließen sich wohl noch Duzende von Verkürzungen anführen, doch für heute sollen diese genügen, weil allzuviel auf einmal ungesund ist.

Poesie und Prosa.

Ein junges Mädchen wurde bei einem Spaziergang durch den Wald poetisch gestimmt; sie schrieb auf ein Blatt Papier, das sie an einen Baum heftete:

„Unter diesen Bäumen
Wöcht mein Leben ich verträumen. Auguste.“

Ein später vorübergehender junger Mann schrieb darunter:

„Unsinn, Auguste!
Heiraten muß'te!“

Abgetrumpft.

Herr Kapellmeister, ich wollte Sie ersuchen, mich morgen abend zu einem kleinen Schmause zu beehren. — Mit dem größten Vergnügen, Herr Kommerzienrat. — Lieb wäre mir's, wenn Sie Ihre Geige mitbrächten. — O, das wird nicht nötig sein, meine Geige ist ja nicht.

Der Wirt zum goldenen Lämmle.

In der schwäbischen Stadt mit dem kurzen Namen und dem langen Münsterturm (dem höchsten der Welt) erfreut sich der Wirt „zum goldenen Lämmle“ eines fröhlichen Daseins. Bei dem großen Feste, welches die Stadt vor kurzem veranstaltete, fanden sich von allen Gegenden so viele Leute zusammen, daß Mangel an Quartier war. Nun kam auch ein heiterer Herzog vom benachbarten Lande an und der Herr fand in den ersten Gasthöfen eben auch kein Quartier. Es wurde ihm sodann das „Lämmle“ empfohlen, wo er zwar ein bescheidenes, aber reinliches Zimmer mit schöner Aussicht auf die Donau und eine treffliche Einsicht in Küche und Keller habe.

Der hohe Gast machte sich auf den Weg und obwohl es spät abends war, entschloß er sich doch, das „Lämmle“ aufzusuchen.

Beim Eintritt wurde er von dem in Hemdärmeln anwesenden Wirt auf das freundlichste mit den Worten begrüßt: „Sie hent heit wahrscheinle wo anders foi Quartier kriegt, sonst kämet Se net zu mir.“

„So ist es“, erwiderte heiter gestimmt der Herzog. „Ich habe befohlen, meine Koffer hierher zu bringen, im Falle ich hier bleiben kann.“

„So wohl“, sagte der Wirt, „Sie g'fallet mir, und obwohl i 's Quartier heut' scho hätt zehnmal vergebe könne, so hab' i mir denkt, es kommt doch no was bessers.“

Der Herzog meinte: „Das Sprichwort sagt aber, es kommt nichts besseres nach.“

„Auf d' Sprüch geh' i net“, erwiderte der Wirt, „i seh' den Mann an“. — Was wünschen Sie zu trinken, Herr?“

„Eine Flasche Champagner!“

„Bliz, Sie mißahet heut' scho guete G'schäft g'macht habe, wenn Sie nachts zehn Uhr no Champaninger saufet.“

Der Herzog lachte herzlich auf die Derbheit, staunte aber, als der Wirt den Champagner mit zwei Gläsern brachte. „Zu was zwei Gläser?“ frug der Herzog.

„I sauf' au mit“, erwiderte der Wirt, „denn i hab' heut' au guete G'schäfte g'macht, no pasche mer den Plunder raus.“

„Wohl“, meinte der Herzog, „bin einverstanden.“

Die Flasche wurde entkorkt und immer heiterer wurde die Unterhaltung, welche durch niemanden gestört wurde, weil Wirt und Gast die alleinigen Becher in der Stube waren.

Es war wenige Minuten nach elf, als die Thür aufging und ein Neger einen schweren

Koffer hereintrug. Der Wirt erschrak entsetzlich, doch wurde er ruhiger, als der Sohn Afrikas auf den Herzog zutrat und frug: „Hoheit, wo hab' ich den Koffer hinzuthun?“

„Dies wird der Wirt bestimmen“, war die Antwort.

„Was? Hoheit?!“ rief der noch immer frapierte Wirt.

„Nun ja, beruhigen Sie sich, ich bin der Herzog M. in B. Dies soll aber unsere Unterhaltung nicht stören. Weisen Sie gefälligst den Diener mit dem Gepäck in mein Zimmer und geben Sie ihm ein Nachtmahl.“

„Bliz, Fir Donnerwetter, Hemdärmel, und Sie a Hoheit! Weib, komm rei, i kann dia Schand alloi net trage, hilf mir!“

„Du host' mi zum Trinka au net g'ruafa, trag no dia Schand alloi!“

„No, so bring' dem Mohren was! Entschuldigen Hoheit, was frist denn der Kerle?“

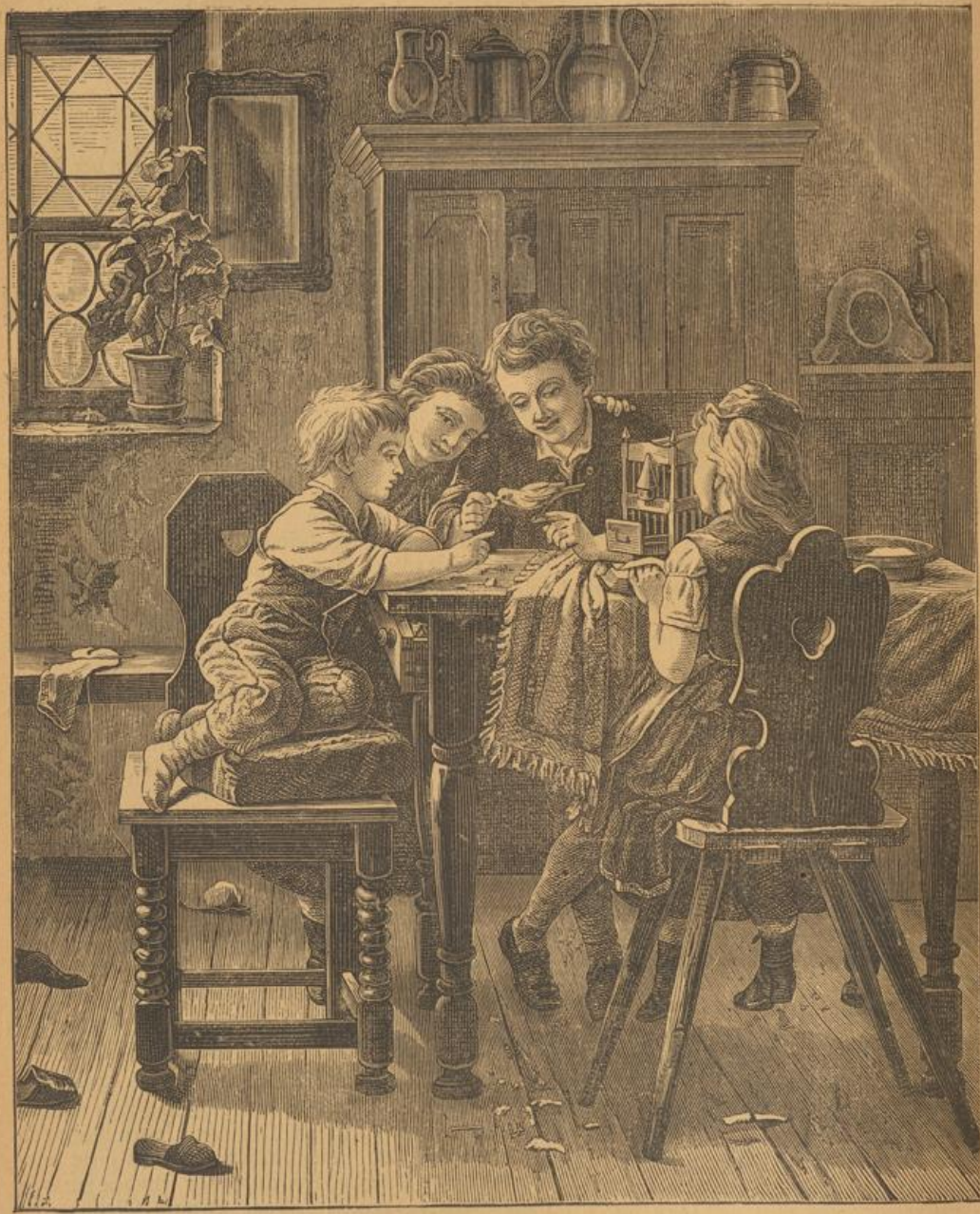
Der Gast lachte und erwiderte: „Geben Sie ihm Braten und Salat und etwas Wein, er wird nichts übrig lassen. Doch kommen Sie, wir wollen noch beisammen bleiben.“

Die Glocke des alten Münsters verkündete mit zwölf Schlägen die Mitternacht; und wieder geht die Thüre des Gastzimmers auf und herein tritt mit schwerem Schritt kein Schwarzgeborener, aber ein Weißer der hohen schwäbischen Polizei. Selbst der Diener am hintersten Tisch erschrak über die Erscheinung in Amtsmiene, welche direkt auf den Gastwirt und seinen Gast zuschritt mit den Worten: „Höret Se, Zhr Herrra, 's ischt zwölfe und d' Polizeischund vorbei.“

Der Gastwirt, darüber entsetzt, weil sein so sehr verehrter Gast gestört wird, erwiderte in ruhigem, aber ernsthaftem Tone: „Höret Sia jekt, der Herr, der bei mir sikt, ischt a königliche Hoheit, — und i be der Wirt, mi kennet Se, und daß der Bedeant dau hinta foi Ulmer ischt, des weret Sia eam wohl anseha.“

Und die Polizei ging beruhigt von dannen. Der Herzog freute sich aber noch lange über den urwüchsigen Wirt zum goldenen Lämmle.

Chrlisch. Um einen nachlässigen Schuldner endlich zur Zahlung zu bewegen, schickt ein Schneider seinen Lehrling mit der quittierten Rechnung zu demselben. Nach einigem Besinnen giebt aber der Schuldner die Rechnung dem Jungen mit dem Bemerkten zurück: „Sage Deinem Meister, ich erinnere mich mit dem besten Willen nicht, die Rechnung bezahlt zu haben, und da ich nichts Unrechtes will, so schicke ich ihm die Quittung zurück.“



Der Liebling.

Ein
wir
es
sch
Zug
eben
bat.
der
nach
frum
ängst
auf,
Klein
die
unter
geben.
Den
Amab
für
geföh
lein
von
vom
Da
Bügel
unfr
wärm
Frat
Vater
öffnet
Liebli
dem
sich
die
gute
der
der
gewed
feines
es,
Nestle
als

Wie
Im
Doch
Da
Da
Wie
Wie
Wie

Der Liebling.

Ein liebliches Bild voll kindlicher Sorgfalt sehen wir auf nebenstehender Seite. „Pick, pick“, so hat es ans Fenster geklopft, als es draußen lustig schneite und Wald und Flur wie mit einem weißen Tuche bedeckt war. Das kleine Brüderchen saß eben am Fenster, als das Finklein um Einlaß bat. Eilig rief es die Geschwister zusammen; der ältere Bruder öffnete vorsichtig das Fenster, nachdem er gleichsam als Einladung einige Brotkrumen auf das Gesims gelegt hatte. Etwas ängstlich und vorsichtig pickte das Finklein sie auf, aber als es in die gutmütigen Gesichter der Kleinen in der Stube geschaut, hüpfte es auf die Bank und den Tisch. War das eine Freude unter den Kindern, jedes wollte dem Gaste etwas geben, so daß dessen Hunger bald gestillt war. Den behalten wir, hieß es, und der ältere der Knaben ruhte nicht, bis er ein zierliches Häuschen für ihn gemacht hatte, damit er vor der Kage geschützt sei. Immer munterer wurde das Finklein und heimischer und zuletzt so zahm, daß es von einem zum andern der Kinder hüpfte und vom vorgehaltenen Stückchen Zucker pickte.

Da kam der Frühling. Draußen wurden die Vögelein munterer und fingen an zu pfeifen, unser Finklein aber wurde immer trauriger, je wärmer die Sonne ans Fenster schien. „Der Fink will hinaus in die Freiheit“, sagte der Vater, und so schwer es den Kindern ankam, so öffneten sie doch das Fenster und husch war der Liebling draußen. Aber er flog nicht weit, auf dem nahen Birnbaum vor dem Fenster ließ er sich nieder, schaute vergnügt zu den Kindern in die Stube hinein, als wollte er danken für das gute Quartier und die geschenkte Freiheit. In der Frühe des andern Morgens wurden die Kinder durch das lustige „hui, hui“ ihres Finken geweckt, er zeigte ihnen die glückliche Ankunft seines Weibchens an, und nicht lange dauerte es, so hatten die beiden auf dem Birnbaum ihr Nestlein gebaut und blieben den Sommer über als gute Nachbarn bei der muntern Kinderschar.

Großmutter und Enkel.

Wie ärmlich die Kammer, wie kahl die Wand,
Im Schranke kein Brot und im Ofen kein Brand,
Doch sieh', im Winkel der wärmsten Ecke
Da liegt ein Kind unter schützender Decke.

Du armer Knabe, deine Wange wie blaß,
Wie ist dein Gesichtchen vom Schweiß so naß,
Wie trocken die Lippe, wie zitternd die Hand,
Wie süßst du und ächzest in fieberndem Brand.

Und an dem Bette des Knaben, da sitzt
Ein Mütterlein, seinalt. Das Haupt gestützt,
Die Wangen so hager, das Auge so matt,
Wie lang ist's doch her, daß geschlafen sie hat?

Sie darf ja nicht rasten, darf nicken nicht ein,
Wer sollt' denn des Enkelchens Pflegerin sein?
Die Tochter ist tot, in der Fremde der Sohn,
Zuwiel sind der Sorgen, zu karg ist der Lohn.

Wie lang' sie gefessen, wie lang' sie gewacht,
Sie weiß sie kaum selbst mehr, die erste Nacht,
Sie weiß nur allein, daß sein Leben bedroht,
Sie kennt kein Ermatten, sie kennt keine Not.

Die Sonne grüßt lächelnd zum Fenster herein,
Es soll ja der Tag der Entscheidung heut' sein,
So sagte der Doctor — sie hörts wie im Traum,
Sie wagt sich zu rühren, zu atmen noch kaum.

Sie kann nicht die Hände, die welkenben, falten
Zum brünst'gen Gebet, ihr das Kind zu erhalten,
Sie muß ihm ja kühlen die brennende Wang',
Sie muß ihm ja reichen den lindernden Trant.

Doch ob auch von Schwäche und Alter entkräftet,
Den Blick auf des Enkelchens Lager geheftet,
Fleht sie: Gern will ich mein Dasein dir geben,
Nur rette, Allmächt'ger, des Schuldblosen Leben.

Ich bin ja so alt, was soll ich auf der Welt,
Da draußen ist längst schon mein Grab mir bestellt,
Nimm mich, o mein Gott, wenn ein Opfer du willst,
Ich sterbe ja gern, wenn sein Leiden du stillst.

Doch nicht wie ich will, soll dein Wille gesch'eh'n,
Soll schuldblos das Kindlein zum Himmel eing'eh'n,
Laß sanft es, Allgüt'ger, dein Engel umweh'n,
Und laß' auch Großmutter dann mit ihm vergeh'n.

Und wie sie's gesehelt und wie sie's gedacht,
Da ist das franke Enk'lein erwacht,
Es hat sie erkannt nicht seit langer Zeit, —
Jetzt öffnet's die Augen, so weit — so weit. —

Jetzt will es sich dehnen und will es sich regen,
Jetzt streckt es die mageren Aermchen entgegen,
Jetzt flüsterts kaum hörbar und schläft wieder ein —
Die Alte vernahms doch: „Großmütterlein!“

Da sinkt sie am Bettchen begeistert nieder,
Was kümmern sie jetzt die gebrechlichen Glieder, —
Die Nacht ist dahin, die den Geist ihm umkettet —
Es hat sie erkannt ja — ihr Kind ist gerettet!

Sie will es jubeln zum Sonnenschein,
Sie will es rufen in die Welt hinein,
Sie will sich erheben, dem Nachbar zu sagen — —
Sie kann nicht empor — der Fuß will nicht tragen.

So seltsam wirde plötzlich im Haupt ihr und Hirn,
So schwarz vor den Augen so bleiern die Stirn,
Es pocht ihr das Herze, als wollt' es zerspringen,
Es bröhnt ihr im Ohre wie Sausen, wie Klängen —

Da öffnet die Thür sich, der Arzt tritt herein,
Er bringet der Pflegerin stärkenden Wein,
Er bringt frohe Botchaft — vorbei ist die Not —
Dem Kind kommt's zu gute, Großmutter ist tot.

H. Hirschfeld.

Der Fürsprecher.

Ein Gedichtblatt von C. von Wald-Zedtwitz.

Weit draußen am äußersten Ende der Oranienburger Straße in Berlin betrieb Meister Thiemann sein Handwerk als Hufschmied. Die Fuhrleute, welche durch das Oranienburger Thor mit ihren Lastwagen einfuhren, pflegten gerne bei ihm zu halten. — Da hatte eines ihrer Pferde ein Eisen verloren, am Wagen klapperte ein Beschlag, oder an den Fässern, welche sie geladen hatten, drohte ein Reif zu springen.

Dafür wußte Meister Thiemann Rat. Bum — bum — klipp — klapp — ein paar Schläge mit seinem Hammer, geführt von mächtiger Faust, und der Schaden war geheilt. Aber der Meister, ein ehemaliger Biethen-Hufar, wußte die Gelegenheit zu nützen, um außerdem noch etwas Kleingeld zu verdienen. „Als Heiratsgut für meine Gustel“ pflegte er zu sagen.

Deshalb hielt er neben der Schmiede ein kleines Krämgeschäft, wo die Fuhrleute sich die zerbrochene Pfeife durch eine neue ersetzen und ihren Tabaksbeutel füllen konnten. Auch ein fühler Trunk und ein Zmbiß wurde ihnen auf Verlangen gereicht, denn der alte Hufar wußte, daß die „Herren Fuhrleute“, wie er sie höflicher Weise nannte, stets hungrig und durstig sind.

Gustel, sein rosiges Töchterlein, versah diesen Teil des Geschäftes, und so konnte es nicht ausbleiben, daß mancher junge Bursche, der zu ihr in das niedrige, behagliche Stübchen trat, dort länger verweilte, als es wohl unbedingt notwendig war.

Da kam auch einer, Hans Plessing, ein schlantgewachsenes, bildhübsches, junges Blut, aus Königsberg in Preußen, der über Gustels blaue Augen das Essen und Trinken vergaß. Ach, und das war schade, denn sie schenkte dem Königsberger das Glas besonders voll, bei dem Brote schonte sie die Butter wahrhaftig nicht und das schönste Stück Schinken erhielt er sicher.

Der Meister, als alter Biethen-Hufar, verstand sich selbstredend aufs Spionieren und so entging es ihm nicht, daß Hans Plessing recht oft kam und daß sein Verweilen im Hinterstübchen weit länger währte, als Trunk und Frühstück erforderten. Jedoch er ließ sich nichts merken, bis er endlich einmal Gustel und Hans bei einem Kusse erwischte. — Da aber fuhr er mit geschwungenem Hammer dazwischen.

„Was soll das heißen?“ rief er mit dröhnender Stimme.

„Das soll heißen, Meister Thiemann,“ antwortete Hans, ohne sich auch nur einen Augenblick einschüchtern zu lassen, „daß Gustel und ich uns lieb haben und uns heiraten wollen.“

„Heiraten!? — — — Heiraten!? — — — Du Grünschnabel — Du Habenichts!“

„Jugend ist ein Fehler, der sich alle Tage bessert, und wer zwei gesunde Hände und guten Willen zum Arbeiten hat, ist kein Habenichts!“

Meister Thiemann sah das wohl ein, aber er wollte für seine Gustel etwas ganz anderes als einen Fuhrmann.

„Ich werde im Herbst Soldat, Meister, bleibe dabei und wenn Gustel einmal Frau Feldwebel wird — — —“

„Ho — ho — ho — — Junge, Du willst ja hoch hinaus. — Nichts da — wer beim Militär keine Fürsprache hat, der bringt's doch zu nichts!“

Gustel hielt sich die weiße Schürze vor das thränenfeuchte Gesicht und Hans Plessing fragte sich hinter den Ohren. „Freilich, wenn ich Fürsprache hätte.“

„Genug, bis dahin ist noch lange Zeit, noch steckst Du nicht 'mal drin im bunten Rocke. Die Nägel sitzen schon längst, nun stehl Deinem Herrn die Zeit nicht länger.“

Hans sah das ein, zahlte seine Beche, sowie den Hufbeschlag und wollte Gustel zum Abschiede noch einmal umarmen. Da kannte er Meister Thiemann aber schlecht, der riß sein Töchterlein fort und schob es in die Kammer.

„Für ihn giebt's hier ferner weder einen Nagel, noch einen Trunk, höchstens Hammer-schläge!“ drohte der Alte, vor Zorn blutrot im Gesicht.

Hans Plessing fürchtete sich nun zwar nicht vor den Drohungen, aber er sagte nichts, um Gustels Vater nicht noch mehr zu erzürnen.

„Na, adjes Meister, kommt Zeit, kommt auch Rat, und die Gustel ist mir treu und ich bin der Gustel treu!“ Damit ging Hans. Hü, hott — klitsch, klatsch — mit geschwungener Peitsche schritt er rüstigen Schrittes neben seinem Wagen her und fuhr die endlose Oranienburger Straße entlang.

Gustel war auf den Boden gestiegen und sah ihrem lieben Hans nach, so lange sie nur noch die Spitze seines schwarzen Filzhutes und einen Zipfel seines blauen Kittels sehen konnte, dann

aber brach sie in lautes Schluchzen aus und lief sich den ganzen Tag nicht in der Schenkstube sehen.

Das war im September.

Ein Jahr verging, der Herbsthauch streifte schon die Kronen der Bäume unter den Linden, färbte sie goldig und ließ hie und da bereits ein Blatt weck zur Erde tanzen. Ein unangenehmes Wetter. — Hui hui — segte der Wind durch das Brandenburger Thor, und wäre der Dreimaster dem alten Fritz nicht aus Eisen auf das königliche Haupt gegossen gewesen, er wäre ihm sicher heruntergeflogen.

Trotz der ungünstigen Witterung standen Tausende vor dem Palast des Kaisers Wilhelm, alle den Blick auf jenes berühmte Eckfenster gerichtet, wo sich der greise Monarch, wenn die Wachtparade aufzog, seinem Volke zu zeigen pflegte, um dieses zu beglücken und zugleich sein Heldenherz durch die jubelnden Zeichen der Liebe immer wieder zu erfreuen. — Seit einer Stunde warten sie schon.

Endlich ist es soweit. „Ich bin ein Preuße, kennt ihr meine Farben“, schmettert die Regimentsmusik des Kaiser Franz-Garde-Grenadier-Regiments, festen Schrittes naht die Wache — und — da — da — — —, Hoch — hoch — hoch — Hurrah — hurrah huurrrraahhh — hurrah — — —

Die ritterliche Gestalt „unseres“ Kaisers erschien am Fenster.

Endloser Jubel, aus tiefster Seele stammend — wehende Fächer — thränende Augen. — Ein einziger Pulsschlag unbegrenzter Liebe durchzuckt tausend Herzen. Der Monarch verneigt sich nach allen Seiten, winkt freundlich mit der Hand, will zurücktreten — bleibt aber noch einmal stehen und schaut der davorrückenden Wache nach. Hm — das ist ihm noch nicht begegnet, ein junges, anscheinend hübsches Mädchen, wirft nicht einen Blick nach seinem Fenster, sondern scheint ganz in den Anblick der Grenadiere vertieft.

„Hm — hm — na, am Ende ist es menschlich, daß so ein junges Ding lieber ihren jungen Grenadier betrachtet, wie ihren alten Kaiser“, denkt der Herrscher lächelnd.

Nun hat die Sonne Kaiserlicher Gnade den Berlinern genug geschienen und Seine Majestät vertieft sich wieder in seine Arbeit, denn seine Aufgabe ist groß und seine Zeit gemessen. — Außer ihm selbst ist nur noch der Leibkammerdiener E. im Zimmer, welcher Helm, Degen, Handschuhe und Mantel zurechtlegt.

„Wie viel Uhr, lieber E.“

„3 1/2 Uhr, Majestät!“

„Dann ist's die höchste Zeit; ich wollte um 1/2 4 Uhr fahren.“

Der Kaiser erhebt sich, E. reicht ihm den Helm und den grauen Mantel, der Flügeladjutant vom Dienst klopft und tritt ein.

„Ich glaube, da steht sie noch“, sagt jetzt Kaiser Wilhelm lächelnd, „das arme Kind, sie wird sich bei diesem Wetter erkälten — — — Nun soll sie mich doch noch sehen“ — und der Monarch tritt wieder ans Fenster. „Ich habe absolut kein Interesse für sie“, wendet er sich an den Adjutanten und erzählt ihm sichtlich erheitert bei der Spazierfahrt das kleine Erlebnis.

Nach einer Stunde kehrt Kaiser Wilhelm zurück — und wirklich — das junge Mädchen geht immer noch unermüdet vor dem Palais auf und ab, das Gesicht dem Eingange zugewandt. Der Kaiser, auf seinem Zimmer angekommen, ruft den Kammerdiener.

„E . . .“

„Eure Majestät.“

„Siehst Du dort das hübsche junge Mädchen?“

„Zu Befehl, Eure Majestät.“

„Geh' einmal hin und frage sie, was sie will, sie steht nun schon seit dem Aufziehen der Wache hier.“

E. lächelt und beeilt sich, den Auftrag auszuführen. Lachend kommt er zurück.

„Eure Majestät, sie will's mir nicht sagen.“

„Nicht? Auch auf meinen Befehl nicht?“

In diesem Augenblicke gewahrte der Monarch, wie die Besprochene auf das Eckfenster zueilte, stehend hinaufblickte und bittend die Hände hob. — Ein rührender Ausdruck lag auf ihrem hübschen Gesichtchen.

„E . . .“

„Eure Majestät.“

„Ruf mir das Mädchen herein!“

Zwei Minuten später lag sie zu Füßen ihres Kaisers. Der hob sie freundlich auf.

„Nun, mein liebes Kind, seit vier Stunden stehen Sie nun schon hier. Mich wollen Sie nicht sehen, wonach schauten Sie denn aus?“

„Ach — Eure — Majestät — —“

„Nun, sagen Sie es mir nur.“

„Der Posten draußen — der auf der rechten Seite — Plessing heißt er — Hans Plessing — er steht bei den Franzern — bei der 2. Kompagnie — ist mein Bräutigam.“

„So — so mein liebes Kind — —“

„Aber — mein Vater — der will es nicht — er darf nicht zu uns kommen — und sehen wollte ich ihn doch einmal — —“

„Natürlich“, lachte der Kaiser. „Nun, wissen Sie denn jetzt, wie er aussieht?“

„Ach, ja, Majestät.“ — Gustel überwand die Schüchternheit mehr und mehr.

„Nun, warum will's denn der Vater nicht? Ist Plessing kein guter Soldat?“

„Der aller — allerbeste —!“

„So so! Wenn Sie es sagen, zweifle ich nicht daran.“

„Aber er will Feldwebel werden.“

„Gleich vom Grenadier aus?“

„Später, später Eure Majestät. Mein Vater meint aber, wenn man beim Militär keine Fürsprache hätte, — — so würde man doch nichts.“

„Also, das meint Ihr Vater? Da hat er wirklich nicht recht, Sie können ihm nur sagen, ich hätte gesagt, in Preußen sei die gute Führung der beste Fürsprecher.“

„Das will ich — aber wenn man außerdem noch jemanden hat, der ein gutes Wort einlegt, so schadet das nicht.“

„Gewiß nicht“, lächelte der Kaiser, sichtlich erheitert in seiner herzzgewinnenden Weise. „Haben Sie denn niemanden, der das gute Wort, worauf Sie so viel geben, einlegen könnte?“

„Niemand, Eure Majestät“, schluchzte Gustel. Da streichelte ihr der Kaiser sanft die Wangen und sprach:

„Fassen Sie nur Mut, ich will mich einmal

bestimmen, ob ich nicht jemanden kenne, der das gute Wort für den Grenadier sprechen könnte.“

„Ach — wenn Majestät — das thun wollten — ich — ich — wollte den lieben Gott täglich bitten, daß er Ihnen noch viele, viele glückliche Jahre schenkte.“ —

„Ich danke Ihnen, mein liebes Kind!“

Der Kaiser schrieb sich Namen und Wohnung des Schmiedemeisters auf, notierte sich den Grenadier, dann war Gustel entlassen.

* * *

Alle Wünsche Gustels sind in Erfüllung gegangen: Unser Kaiser ist noch lange Jahre zu Gottes Ehre und zu seines Volkes Glück auf Erden gewandelt; der Fürsprecher hat sich gefunden und Hans Plessing ist wirklich Feldwebel geworden.

Freilich ist das nicht so schnell gegangen, wie Gustel das wohl glauben mochte, denn sie hat schon als Frau Unteroffizier Plessing der Armee drei zukünftige Grenadiere geschenkt, die jeden Abend für das Wohl des lieben „Fürsprecher“ gebetet haben.

Und als nun das Eckfenster leer blieb, als ein ganzes Volk schmerzdurchwühlt an seiner Bahre stand, da hat sie Mutter Gustel in den Dom geführt und sie haben einen Kranz zu Füßen ihres heimgegangenen, lieben Kaisers gelegt, und jeder hat ihm noch im Tode Treue geschworen.

Zweideutig.



Alte Dame: „Wo bleiben denn meine Ohsenaugen, Herr Oberkellner?“

Oberkellner: „Entschuldigen Sie, ich glaubte, Sie hätten sie schon.“

Wirf's schon sehe.

Der Friederle kommt eines Morgens in die Schule. Es ist der Tag, an dem die auswendig gelernten Verse abgehört werden, und an dem deshalb manches zagenden Schrittes und klopfenden Herzens seinen Schulweg geht. Aber der Friederle hat ein sauberes Brusttuch. Der Lehrer, der den kleinen strammen Burschen wohl leiden kann, fragt beim Morgenruß: „Nun, Friederle, kannst dein Sach?“ „Wirf's schon sehe“, sagt der Friederle und schreitet stolz am Lehrer vorbei auf seinen Platz.

Die Jugend ist die Zeit der Saat, Das Alter erntet Früchte; Wer jene nicht benützet hat, Des Hoffnung wird zu nichts.